

Gisela Gisin

*12 Geschichten
zum Lesen und Zuhören*



FOUQUÉ

Gisela Gisin • 12 Geschichten zum Lesen und Zuhören



Gisela Gisin

*12 Geschichten
zum Lesen und Zuhören*

FOUQUÉ LITERATURVERLAG
Egelsbach • Frankfurt a.M. • München • New York

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Gisin, Gisela: 12 Geschichten zum Lesen und Zuhören / Gisela Gisin. –
Egelsbach ; Frankfurt (Main) ; München ; New York : Fouqué, 1999
ISBN 3-8267-4496-9

©1999 FOUQUÉ LITERATURVERLAG
Medien- und Verlagsgruppe Dr. Hänsel-Hohenhausen AG
Egelsbach • Frankfurt a.M. • München • New York
Boschring 21-23 • D-63329 Egelsbach bei Frankfurt/M.
Fax 06103-44944 • Tel. 06103-44940

ISBN 3-8267-4496-9
1999

Satz und Lektorat: Kells Text- und Verlagsbüro
Titelfoto: Mireille Gisin
Illustrationen: Inge Ellinger

Dieses Werk und alle seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Nachdruck, Vervielfältigung in jeder Form, Speicherung,
Sendung und Übertragung des Werks ganz oder
teilweise auf Papier, Film, Daten- oder Ton-
träger usw. sind ohne Zustimmung
des Verlags unzulässig und
strafbar.

Printed in Germany

Für Oliver
und alle meine Kindergartenkinder

Inhalt

Asta	7
Die bunte Wiese.....	20
Das Feuer.....	29
Die Geschichte von Ina und Peter, den beiden Puppen	42
Die Geschichte von Isabella, der Bärin.....	48
Eine Geschichte aus Island.....	54
Der Kuckuck	59
Die Geschichte von Maximilian, dem Maulwurf.....	66
Mikel.....	70
Pierre-Alexandre.....	77
Die Geschichte von Saba, der guten Hexe	83
Eine Weihnachtsgeschichte.....	87

Asta

Asta war ganz alleine, als sie ihre Jungen zur Welt brachte. Prächtige Babys! Sie sah ihre Kinder stolz an, leckte sie liebevoll trocken und sauber, sie war glücklich.

Asta war gewohnt gescholten und geprügelt zu werden, daher hatte sie immer ein schlechtes Gewissen, immer Angst, den ärger ihrer Herrn zu erregen. Ob man mit ihren drei prächtigen Babys zufrieden war? Oder ob man sie schalt, weil sie sich mit ihren Jungen in der Ecke eines alten Schuppens eingerichtet hatte, weil ihr Lager mit einer alten, zerrissenen Schürze ausgebettet war?

Asta hatte nicht viel Zeit zum Nachdenken. Ihre Jungen, kaum geboren, hatten schon Hunger und suchten bei der Mutter nach guter, warmer Milch. Ja, die Milch war gut und Asta war zufrieden: sie spürte die warmen Hundeschnauzchen an ihrem Bauch, solche Zärtlichkeiten war Asta nicht gewohnt und so konnte sie nicht widerstehen: sie musste die Zärtlichkeiten zurückgeben. Sie leckte die drei Babys mit ihrer weichen, warmen Hundezunge. Ja, Asta war zum ersten Mal in ihrem Leben glücklich.

Aber das sollte nicht lange dauern.

„Schau dir mal diese Bescherung an, Susanne!“ rief eine derbe Männerstimme.

In die wohlige Dämmerung des Schuppens fiel grelles Sonnenlicht. „Verdammtes Mistvieh, rief eine schrille Frauenstimme, was, Junge hat der Koter! Lauf Hans-Rudi, hol einen Sack und steck die Brut hinein, wirf sie in den Bach. Ich hab schon genug Viehzeug, Arbeit und Mühe hier. So eine Hundebrot hat mir gerade noch gefehlt!“

Schimpfend entfernte sich die böse Stimme.

Natürlich verstand Asta die menschliche Sprache nicht. Aber sie war eine kluge Hündin und kannte die Menschen. Sie verstand den Ton der scheltenden Stimme und spürte, dass ihren Jungen Gefahr drohte.

Rasch nahm Asta eines ihrer Jungen ins Maul, schaute vorsichtig durch die Tür des Schuppens und als sie den Weg frei sah, rannte sie über den Hof, über die angrenzende Wiese dem Walde zu. Doch Asta musste noch eine gute Weile im Wald nach einem Versteck suchen.

Es war ein warmer Maitag und viele Städter waren hierher gekommen, um Maiglöckchen zu pflücken.

In einem Dickicht versteckte Asta ihr Baby unter Zweigen. Sie wusste: das Junge konnte noch nicht laufen, und so war sie sicher es hier wieder zu finden.

Asta rannte zurück, durch den Wald, über die Wiese, über den Hof in den Schuppen. Doch – dieser war leer, die alte Schürze lag unnütz in der Ecke. Asta heulte auf, lief auf den Hof, die Nase am Boden. Sie suchte verzweifelt nach ihren Jungen. Allerlei Gerüche konnte Asta auf dem heissen Asphaltboden ausmachen. Doch keine Spur von ihren Jungen. Winselnd,



von Zeit zu Zeit aufheulend, suchte, scharrte Asta nach ihren Jungen. Hans-Rudi, der Sohn des Hofes, lachte aus vollem Hals: „Such, such, Asta, spring in den Bach und schwimm deiner Brut nach, lauf!“ Der Junge bückte sich nach einem Stein und wollte ihn nach Asta werfen. Die Hündin aber kannte Hans-Rudis Bosheit. Schnell lief sie über den Hof, die Wiese, durch den Wald, dem Versteck zu, in dem ihr kleiner Sohn lag. Er jaulte leise vor Freude, als er die Wärme der Mutter spürte, als er die gute Milch zu trinken bekam.

Asta legte sich erschöpft neben ihr Junges. Es war Mittag, im Wald war es angenehm kühl. Keine Menschenstimme schalt und schrie. Die Vögel sangen und tausend Geräusche waren zu hören, angenehme Geräusche für Astas Ohr, Geräusche, die keine Gefahr bedeuteten.

Asta vergass ihre zwei verlorenen Jungen rasch und doch war sie eine gute Hundemutter. Sie wandte ihre ganze Liebe dem einzigen Jungen zu, das ihr geblieben war. Sie pflegte und hegte es, gab ihm zu trinken und bereitete ihm ein weiches, warmes Lager.

Die meiste Zeit aber verbrachte sie damit ihren Sohn zu bewundern: Er hatte ein seidenweiches Fell, war schwarz und weiss gefleckt, hatte lockige Schlappohren und eine freche, schwarze Schnauze. Seine Beine waren kurz und stämmig, und sein Schwanz erinnerte an einen Wedel aus Pfauenfedern. Kurz: der kleine Hund hatte die Schönheiten all seiner verschiedenen Ahnen zusammen geerbt. Klug war er auch, Asta war davon überzeugt.

Asta hatte Jagdhundblut. So war das Leben im Wald für die Hunde nicht schwer. Asta lernte jagen, nicht jagen für einen Herrn, sondern für sich. Sie fand genug Nahrung, um nicht Hunger leiden zu müssen, und für den Kleinen hatte sie reich-

lich Milch. Während der ersten Tage ihrer Freiheit wagte sich Asta nicht tief in den Wald hinein. Doch nach und nach nahm sie Besitz von ihrem Revier. Bald kannte sie ihren Wald ganz genau, und jede kleine Veränderung, die durch Regen, Wind oder durch das Eingreifen von Menschen entstand, bemerkte die Hündin sofort,

Bei ihrem Streunen durch den Wald bemerkte Asta hie und da Menschen, Forstleute, Holzfäller, Spaziergänger. Asta hatte nur die bösen Leute auf dem Hof gekannt und daher waren ihr die Menschen verhasst. Sie hatte Furcht vor ihnen und so vermied sie jeden Kontakt mit den Menschen.

Der Förster fand geschlagene Hasen, angenagte junge Füchse, auch getötete Vögel. Er war sicher, dass ein verwilderter Hund in seinem Forstrevier lebte und all den Schaden anrichtete. er suchte und suchte den Missetäter, konnte Asta aber nicht finden.

„Warte nur, mein Alter,“ knurrte der Förster, „wenn ich dich finde, bekommst du eine Kugel ins Fell gebrannt!“

Doch die kluge Asta zeigte sich dem Förster nie.

Eines Tages ging die Hündin, wie gewöhnlich, auf die Jagd. Sie trottete zwischen den Bäumen, vermied jedoch jeden dünnen Zweig, jedes trockene Blatt. Nicht den geringsten Laut verursachte Asta. Ihr Junges war nun schon gross genug, um Fleisch fressen zu können, und die Mutter freute sich ihm einen guten zarten Bissen zu bringen.

Plötzlich blieb Asta stehen, ihr Fell sträubte sich, sie knurrte leise: ganz deutlich konnte sie einen Menschen riechen, oh, wie hasste Asta diesen Geruch! Aber noch ein anderer Geruch stieg in Astas Nase, ein angenehmer. Es duftete nach Nahrung, nicht nach rohem Fleisch, nein, nach guter, gekochter Nahrung, wie sie Asta hie und da auf dem Bauernhof bekommen hatte.

Asta zögerte. Sollte sie sich von dem Menschengeschmack vertreiben oder von dem guten Nahrungsgeschmack anziehen lassen? Bald siegte ihr Verlangen nach gutem Futter, und sie machte vorsichtig ein paar Schritte vorwärts, bis sie durch das dicke Unterholz auf einer Lichtung einen Jungen erblickte. Der Junge, er mochte etwa 10 Jahre alt sein, saß auf dem Waldboden, hatte neben sich einen geöffneten Rucksack, aus dem er allerlei Schätze auspackte: Schinken- und Wurstbrote, Käse, Eier, Obst und anderes mehr. Oh, all dies duftete in Astas Nase zu verlockend! Nur einen kurzen Augenblick vergaß das Tier seine Vorsicht. Zweige knackten, Blätter raschelten unter Astas Pfoten. Der Junge hob rasch den Kopf, drehte sich nach der Richtung, aus der das Geräusch gekommen war und sah Asta in die Augen. Ganz nahe waren sich der Junge und der Hund, beide waren überrascht. Sie sahen sich eine lange Weile an. Dann lockte der Junge: „komm', komm', komm'.“ Er formte liebe, lockende Töne. Der Hund sah den Jungen misstrauisch an, der immer weiter zu ihm redete. „Arko, Karo oder wie du heisst, hab keine Angst, ich tu dir nichts Böses. Weisst du, ich habe Hunde sehr gerne. Ich möchte schon lange einen Hund haben, einen Hund wie dich, einen Freund. Komm zu mir, komm zu Tim, ich heiße nämlich Tim.“

Der Junge näherte sich langsam dem fremden Hund. Als er ihm ganz nahe war und vorsichtig seine Hand ausstreckte, drehte sich Asta um und rannte mit eingeknicktem Schwanz davon.

„Oh, hast du Angst vor mir? Das ist traurig, kein Hund muss sich vor mir fürchten.“ Tim sprach noch eine Weile zärtlich mit dem Tier, das schon lange nicht mehr zu sehen war. Dann schlenderte er langsam dem kleinen Hotel zu, in dem er seine Sommerferien, zusammen mit seinen Eltern, verbrachte.

Asta beobachtete den Jungen aus ihrem Versteck. Noch nie hatte sie eine so freundliche Menschenstimme vernommen, noch nie war jemand gut zu ihr gewesen. Als Tim schon eine Weile fort war, näherte sie sich dem Platz, auf dem kurz zuvor der Junge gegessen hatte. Wie angenehm roch es hier! Es roch nach gutem Futter, aber auch nach Mensch. Nach dem kleinen Menschen mit der lieben Stimme. Astas Schwanz wedelte zaghaft, froh. Sie lief zu ihrem kleinen Sohn zurück, legte sich neben ihn und gab ihm zu trinken.

Tim war fest entschlossen den fremden Hund am nächsten Tag wiederzusehen.

Auf die liebevolle Frage der Eltern hin, wie er den Tag verbracht habe, antwortete Tim, es sei sehr schön gewesen und das kleine Hotel und der verwilderte Park herum seien so schön. Und er wolle morgen, bitte, bitte, nicht im Speisesaal zu Mittag essen, sondern wieder am nahen Waldrand picknicken.

„Wieder ganz alleine?“ fragte die Mutter.

„Ja, ganz alleine, aber ich möchte sehr viel zum Essen mitnehmen.“

„Die gute Bergluft macht unserem Tim Hunger, gut so, Junge!“ lachte der Vater.

Die Eltern waren froh, dass sich Tim in diesen Ferien so wohl fühlte. Doch von der Begegnung mit dem verwilderten Hund erzählte Tim nichts.

Als der Junge am nächsten Tag mit vollgestopftem Rucksack an dem Ort seiner ersten Begegnung mit dem Hund ankam, musste er nicht lange warten. Er hörte Knacken, Knistern, und der Hund erschien in seiner Nähe. Tim sprach mit seiner wärmsten Stimme dem Tier Mut zu. Wie gut mochte Asta diese Stimme leiden! Aber es roch auch so verlockend hier, nach Wurst und nach Käse.

Langsam, vorsichtig, näherte sich Asta dem Jungen. Der hatte sich vor seinen Rucksack niedergekniet und packte aus.

„Komm', komm', ich habe viele gute Sachen für dich. Willst du Schinkenbrot? Dünne bist du ja! Und schmutzig bist du auch! Sicher bürstet dich auch nie jemand, komm' zu mir. Wie heisst du denn? Mein Freund Thomas hat einen Hund, der heisst Arko. Aber du bist ja eine Hündin, seh ich. Ich will dich Arka nennen.“

Immer redend packte Tim seine Schätze aus. Er warf Arka ein Schinkenbrot zu, das sie im Nu verschlang. Sie sah ihn erwartungsvoll an.

„Nein, wenn du mehr willst, musst du zu mir kommen, hierher, ganz nah zu mir.“

Arka verstand die Stimme und die einladende Geste. Langsam näherte sie sich Tim und seinem Rucksack.

„So, jetzt ein Wurstbrot, die Tomaten ess' ich wohl lieber selber.“



Tim sprach und sprach, gab dem Hund zu fressen und begann ihn zu streicheln, zaghaft, sanft. Das Tier liess sich die liebevolle Berührung gefallen, ja, es blieb, als der Rucksack leer war, noch eine gute Weile bei dem Jungen, hörte seine gute Stimme und fühlte seine liebe Hand auf dem Fell,

Am Abend, im Hotel, verzehrte Tim mit Heiss hunger sein Abendbrot. Die Eltern, die ja nicht wussten, dass ihr Sohn den ganzen Tag über nur Tomaten und Obst gegessen hatte, lächelten zufrieden. Dem Jungen schien es hier gut zu gefallen. Aber Tim wollte auf gar, gar keinen Fall den für morgen geplanten Ausflug mitmachen.

„Red' keinen Unsinn, Junge, du kannst nicht den ganzen Tag hier alleine rumlaufen. Morgen kommst du mit uns, wir gehen auch schwimmen.“ sagte der Vater.

Tim dachte vor dem Einschlafen an seine neue Freundin und war so traurig, dass er sie morgen nicht sehen sollte.

Aber der Ausflug mit den Eltern, das Schwimmen und im Wasser toben waren schön am nächsten Tag. Und am Abend wollten Tims Eltern sehen, wo denn Tims so schöner Picknickplatz sei.

„Das ist ja nicht gerade der schönste Platz hier, hinter unserem Hotel und ohne Aussicht,“

Tim gab keine Antwort. Er versuchte seine Arka zu entdecken. Aber keine Spur war von dem Hund zu sehen.

„Morgen, Arka, morgen“ flüsterte der Junge. Und laut fragte er: „nicht wahr, morgen darf ich hier wieder alleine picknicken?“

Am selben Abend schrieb Tim an seinen Freund Thomas einen Brief, in dem er ihn bat ihm doch bitte alle Hundebücher, die er auftreiben könne, zu schicken.

Bald darauf erhielt Tim ein Paket von Thomas mit einem dicken Hundebuch und vielen bunten Hundebildern.

„Lass dich mal anschauen, Arka, was für ein Hund bist du nun eigentlich?“ Tim verglich angestrengt seinen Hund mit den Bildern.

„Ein Setter? ja, ein bisschen,“

„Ein Collie? ja, auch ein bisschen.“

„Ein Spaniel? jawohl, davon hast du auch etwas.“

„Ach was“ rief er endlich, „das ist auch ganz einerlei. Du bist ein schöner, lieber, braver Hund! Nicht wahr, Arka?“

Arka? Asta? Die Namen klingen so ähnlich. Die Hündin lernte rasch verstehen, dass ihr lieber neuer Freund ihr den Namen „Arka“ gegeben hatte.

Am nächsten Tag brachte Tim seine Haarbürste mit und bürstete seine Freundin stundenlang. Eine richtige Hundebürste ist aus Metall und viel härter, als eine Haarbürste. Doch Tim hatte Geduld und bürstete Arkas Fell mit der zu weichen Bürste sauber, beinahe glänzend, fast weiss wurde es. Arka liess sich alles gefallen, was Tim mit ihr tat, nur spielen mochte sie nicht. Sie war eine ernste Hündin und hatte keinen Spass daran, nach Tannenzapfen zu laufen, die Tim warf. Am liebsten lag sie still neben dem Jungen und fühlte seine gute Nähe. Aber wenn ein fremder Mensch zu hören oder zu sehen war, oder wenn Tims Eltern den Jungen riefen, verschwand Arka wie der Blitz im Wald, Die Freundschaft dauerte schon fast eine Woche. Tim gab acht, sich vor dem Abendessen gründlich zu waschen, auch die Haarbürste säuberte er, und so gab es keinerlei Anlass zu Schelte.

Auch gab sich Tim Mühe, abends nie zu spät ins Hotel zu kommen. Doch an einem schwülen, gewittrigen Tag war der Junge neben Arka eingeschlafen. Ja, er hätte die Zeit ganz und gar verschlafen, wenn ihn die Hündin nicht mit einem kräftigen

Stups ihrer Schnauze aufgeweckt hätte. Der Junge sprang auf die Beine, sah auf seine Armbanduhr.

„Ach, Arka, es ist schon so spät! Du hättest mich früher wecken sollen. Ich muss schnell zum Hotel, sonst bekomme ich Schelte und darf dich sicher nimmer sehen. Auf morgen, meine Gute!“

Tim rannte mit dem Rucksack unterm Arm davon. Er nahm sich nicht einmal die Zeit sich nochmal nach Arka umzusehen und ihr zum Abschied zuzuwinken, wie er es sonst jedesmal tat. Rasch nach Hause!

Die Glocke, die zum Abendessen rief, läutete schon, als Tim ausser Atem am Hotel ankam. Er war so rasch er konnte gelaufen.

Da, plötzlich ein Knall! Was war das? ein Schuss? ein Donner Schlag? Tim hatte keine Zeit zum Nachdenken, schnell Hände und Gesicht waschen, Hemd wechseln, Haare bürsten. Der Junge kam zu gleicher Zeit wie seine Eltern in den Speisesaal. Er war zwar ausser Atem, doch glücklich wieder so schöne Stunden mit seiner Freundin Arka im Wald verbracht zu haben. Und nun, wusste er, würden ihn seine Eltern über die Erlebnisse des Tages ausfragen und er musste irgendetwas erfinden, nur nichts von Arka erzählen.

Am nächsten Tag wartete Tim auf seine Freundin am gewohnten Platz.

„Arka, warum kommst du heute so spät?“ rief er. Er wartete schon fast eine Stunde, dann begann er nach dem geliebten Tier zu suchen. Er ging in die Richtung, aus der Arka jeden Mittag zu ihm kam. Der Junge suchte und spähte nach seiner Freundin. Er lockte „Arka, Arka!“ Doch vergeblich.

Endlich, als Tim schon verzweifelt die Hoffnung aufgegeben

hatte, Arka heute zu sehen, hörte er ein leises Winseln, ein leises, verzweifelteres Bellen.

„Arka, Arka!“ schrie Tim, „was ist geschehen? ich komme!“ Der Bub stolperte, plötzlich in irrsinniger Angst, ein paar Schritte vorwärts. Da sah er seine Arka: das Tier stützte sich auf seine Vorderpfoten, es versuchte sich Tim entgegen zu schleppen. Seine Hinterläufe waren gelähmt, Blut floss aus der Flanke, Blut rieselte aus dem Maul.

„Arka, Arka, meine Gute, was ist geschehen? Wer hat dir das angetan?“ rief Tim. Er wollte das Tier aufnehmen, das aber bei der gutgemeinten Berührung aufheulte vor Schmerz.

So warf sich Tim neben Arka nieder, küsste sie, schmiegte seinen Kopf an den ihren. Doch Arka liess sich die Liebkosungen nur eine kleine Weile gefallen, sie wollte Tim etwas sagen. Was aber, was? Tim verstand nicht, was der Hund wollte, er war verzweifelt. Jedesmal, wenn er sein Gesicht oder seine Hand Arkas Kopf näherte, gab sie ihm einen leichten Stups und sah ihn flehend an. Was wollte der todwunde Hund?

Nun fing die Hündin leise zu bellen und zu jaulen an, sie versuchte so gut es ging, den Kopf in die Richtung zu wenden, aus der sie gekrochen war. Tim schaute, riss die Augen auf: da stolperte ein kleiner, schwarz-weißer Hund, ein Welpe, etwa drei Monate alt, aus dem Dickicht. Er sprang vergnügt zu seiner Mutter, tanzte um sie herum, leckte an der Wunde und liess sich dann von Arkas Zunge streicheln.

Tim hielt sich den Kopf mit beiden Händen. „Oh, oh, was soll ich tun, wie kann ich helfen,“ stöhnte er. „Die Eltern!“ rief er dann, „Vater, Mutter, ja, die wissen sicher Rat! Warte nur auf uns, Arka, warte. Ich komme bald, sehr bald zurück.“

Tim raste davon, zerkratzte sich Beine, Arme, Gesicht, zerriss

an Ästen und Dornen Hose und Hemd und kam erhitzt, ausser Atem, völlig zerschunden in der kleinen Hotelhalle an.

„Vater! Mutter! Schnell! Schnell! Schnell! Hilfe! Hilfe! Arka stirbt und sie hat ein Baby!“ schrie der Junge. Die Eltern verstanden nicht, was ihr Sohn ihnen sagen wollte, aber sie wussten sofort, dass er ihre Hilfe brauchte. Ohne den verwunderten Hotelgästen in der Halle Erklärungen abzugeben, folgten sie dem erregten Jungen,

Vater und Mutter hatten Mühe mit Tim Schritt zu halten. Der Bub rannte um Arkas Leben. Hie und da drehte er sich nach seinen Eltern um und rief ihnen „rasch, rasch,“ zu.

Als Tim Arka fand, war die Hündin schon gestorben. Die Eltern, die ein wenig später auf der Unglücksstätte ankamen, sahen, wie sich ihr Sohn über den toten Hundekörper warf und das tote Tier küsste und streichelte.

Vater und Mutter sahen sich an und erklärten sich nun die einsamen Pick-Nicks und die glücklichen Ferien ihres lieben kleinen Sohnes. Sie liessen ihrem Jungen Zeit sich auszuweinen. Endlich schaute Tim auf, sah den Vater aus rotgeweinten Augen verzweifelt an: „was sollen wir nur tun?“

„Ich glaube,“ sagte der Vater, „wir beschaffen uns zwei Spaten und graben deinem Hund ein schönes Grab, mitten im Wald.“

„Und ich“, meinte die Mutter, „ich nehme den Kleinen mit. Ich will ihm etwas zu essen finden. Und wenn man uns je im Hotel Schwierigkeiten wegen des Hundes macht, nehmen wir uns einfach eine Ferienwohnung.“

Tim sah seine Mutter entgeistert an. Er stand auf und stammelte: „ja, können wir denn Arkas Baby behalten?“

„Tim“, antwortete die Mutter, „deine Freundin hat dir, kurz vor ihrem Tod, ihr Kleines anvertraut. Sie war sicher, dass du das kleine Hündchen liebhaben und gut pflegen wirst. Ich



glaube, das hast du ihr auch versprochen, und dieses Versprechen musst du natürlich halten. Vater und ich, wir wollen dir dabei helfen so gut wir können.

Tim sah vom Vater zur Mutter, die den kleinen Sohn Arkas auf den Armen hielt.

Endlich verstand er Mutters Worte. Er schlang seine Arme um ihren Hals und schluchzte und lachte vor Schmerz und vor Freude.

Die bunte Wiese

Es war einmal eine wunderschöne Wiese, sie war so bunt, dass man sie nur die „bunte Wiese“ nannte. Sie war bunt von Blumen und im Frühjahr war sie am schönsten. Da blühten die goldene Vogelmilch, das rosa-violette Wiesenschaumkraut, das dunkle Knabenkraut, die gelbe Schlüsselblume und tausend kleine Gänseblümchen und noch viel mehr.

Auf der Wiese lebte auch eine Menge kleiner Tiere: Spinnen und Heuschrecken, grosse und kleine Käfer, Raupen und Ameisen.

Dem Feldweg zu war die Wiese von einer Hecke eingezäunt. Hier wohnte eine lustige Igelfamilie, die jeden Abend auf Schneckenjagd auszog.

Auch wuchsen vier knorrige alte Apfelbäume auf der Wiese. Der Bauer, dem diese gehörte, schnitt das Gras im Sommer mit einer Sense und im Herbst schnitt er es zum zweiten mal. Seine Kinder halfen ihm, aus dem geschnittenen Gras und den Blumen Heu zu machen: Sie verteilten das Geschnittene regelmässig auf der Wiese, damit die Sonne es trockne, und am Abend reichten sie's zu grossen Haufen zusammen, damit der Tau am nächsten Morgen das Gras nicht wieder nass mache. Nach zwei bis drei Tagen waren das Gras und die Blumen duftendes Heu geworden. Es wurde auf einen Pferdewagen geladen und in die Scheune gefahren.

Im Herbst kamen Kühe auf die Wiese, um zu weiden, um das gute Gras zu fressen, und die Kinder, die die Kühe hüteten, assen von den Äpfeln, die auf den vier Apfelbäumen wuchsen. Die meisten Äpfel waren schön und glatt, manche auch etwas verhutzelt und klein, manche hatten einen kleinen

Wurm in ihrem Kernhaus. Aber die Kinder assen alle sehr gerne.

Im Frühjahr hatten die Apfelbäume grosse rosafarbene Blüten und die Wiese sah wie ein grosser bunter Blument Teppich aus. Bienen und Hummeln und die gelben Zitronenfalter freuten sich über den Nektar, den sie in den vielen Blüten fanden.

Die leuchtendsten Farben aber hatte die Schlüsselblume, die bei der Hecke, nahe des Feldwegs, wuchs, Sie hiess Frau Primula, hatte fette Blätter in Rosettenform angeordnet und viele, viele Blüten, die an haarigen Stengeln sass. Frau Primula hatte kräftige Wurzeln, die weit in die Erde reichten und die auch im kältesten Winter nicht erfroren. Ja, Frau Primula war eine schöne Pflanze, und das wusste sie auch und war stolz darauf. Die netten rosagerandeten Gänseblümchen fand sie etwas gewöhnlich, von denen gab es ja so viele. Auch war sie ein bisschen eifersüchtig auf die Gänseblümchen, die blühten das ganze Jahr über und kannten daher alle Sommer- und Herbstblumen. Frau Primula gelang es oft so lange zu blühen, dass sie noch die ersten Sommerblumen, die zarten blauen Glockenblumen, die Massliebchen, die roten Lichtnelken treffen konnte. Sie wollte so gerne sehen und hören, was auf der grossen weiten Welt geschah, auch während der langen Zeit, in der sie schlief.

Frau Primulas bester Freund war der Marienkäfer. Er durfte sich auf ihr ausruhen. Sie wusste sehr gut, dass der kleine rote Punkt ihren Töchtern, so nannte Frau Primula ihre Blütenstengel, gut stand. Und der Käfer fand die Blütentöchter mit ihrem glockigen, duftenden Saum so hübsch. Der Marienkäfer konnte Frau Primula viel erzählen, er konnte ja fliegen und die Wiese nebenan und den Acker gegenüber besuchen. Er konnte vom Sommer und vom Herbst erzählen, von der Apfelelrnte und von den Kühen. Es war nicht immer derselbe Marienkäfer, der Frau

Primula besuchte. Marienkäfer werden nicht sehr alt, aber alle waren von der gleichen Familie und hiessen Coccinelida.

Eines Tages kam eine Frau aus dem Dorf. Sie führte ihre kleine Enkeltochter, die auf Besuch aus der Stadt gekommen war, an der Hand. Das kleine Mädchen war begeistert von allem, was es Neues für sie auf dem Land zu sehen gab. Und nun sollte das Kind auch die „bunte Wiese“ kennen lernen.

„Oh, Grossmama, sieh hier die schöne gelbe Blume!“ Das Mädchen kniete vor Frau Primula nieder. „Wie heisst sie denn?“

„Das ist eine Schlüsselblume“, antwortete die Grossmutter.

„Schlüsselblume? ein merkwürdiger Name. Was schliesst man denn mit einer Schlüsselblume auf?“

„Wer weiss, vielleicht sind ihre Blüten Schlüssel zur Himmels-tür.“

Die Grossmutter bückte sich, brach einen Stengel mit vielen Blüten und gab ihn der Enkeltochter.

Oh, wie stolz war da Frau Primula!

„Meine Töchter schliessen die Himmelstür auf“, sagte sie sich. und ihrer Tochter rief sie nach: „Blühe lange und schön und sei stolz, dass die guten Menschen dich lieben!“

Frau Primula wurde etwas hochmütig. Sie konnte nur immer daran denken, dass ihre Töchter Himmelsschlüssel waren. Sie erzählte das sofort ihrem Nachbarn, dem Knabenkraut und sprach ausführlich darüber mit ihrem Freund, dem Marienkäfer. Und sie gab sich alle Mühe immer noch grösser und schöner und kräftiger zu werden.

Ein paar Jahre vergingen. Da kam ein junger Mann auf dem Feldweg entlang, der führte ein junges Mädchen an der Hand.

„Hier“, sagte das Mädchen, „hier ist die „bunte Wiese“, und schau her, da steht die Schlüsselblume, hier am Wegrand. Von

ihr sagte meine Grossmutter ihre Blüten schliessen vielleicht die Himmelstür auf“. Der junge Mann bückte sich und brach einen Blütenstengel. „Vielleicht schliessen diese Blüten auch Herzen auf, wer weiss.“ Er steckte die Blüte seiner Freundin ins Haar.

Frau Primula aber rief ihrer Tochter zu:

„Blühe lange und schön und sei stolz, dass die guten Menschen Dich lieben. Und versuche, ihre Herzen aufzuschliessen!

Und Frau Primula war sehr glücklich.

Aber dieser Tag, an dem Frau Primula so glücklich war, war der letzte glückliche Tag der „bunten Wiese“.

Am nächsten Tag kamen Männer mit lauten, hässlichen Werkzeugen, mit denen sie die alte, gute Hecke ausrissen und die Erde, da wo die Hecke gewachsen war, einebneten. Frau Primula dachte an die Igelfamilie, die nun keine Wohnung mehr hatte. Auch hatte sie Angst vor den schweren Schuhen der Männer. Aber sie wurde nicht verletzt.

Am folgenden Tag rollte eine schwarze Maschine zum Feldweg, an dem die Wiese lag. Die Maschine rollte langsam den Weg entlang und übergoss ihn mit einer heissen, schwarzen, stinkenden Masse. Frau Primula wurde es übel von der Hitze und dem schlechten Geruch. Sie schloss die Augen. Als sie sie wieder öffnete lagen auf dem Feldweg keine bunten Steinchen mehr, keine Käfer und Ameisen krabbelten dort, und keine Blume, kein Grasbüschel standen mehr da. Alles war einförmig schwarz. Und die Gänseblümchen, die Frau Primula „gewöhnlich“ nannte, die sich zu weit aus der Wiese auf den Weg gewagt hatten, lagen schwarz und tot.

Frau Primula vergass ihren Hochmut und wandte sich zu ihrem Nachbarn, dem Knabenkraut.

„Schrecklich, entsetzlich“, sagte sie. Aber das Knabenkraut war so schwach, dass es gar nicht antworten konnte.
Da kam der Marienkäfer angeflogen und setzte sich auf ein Blatt von Frau Primula.
„Sehen Sie“, sagte diese, „die armen, armen Gänseblümchen!“



Und die armen, armen Ameisen“, sagte der Käfer. „Auch Raupen, Spinnen und Käfer wurden hier, vor uns, begraben. Nicht zu fassen! Vielleicht sind unter den Verunglückten auch ein paar von meiner Familie. Wir gehen traurigen Zeiten entgegen, glauben Sie mir, liebe Freundin.“ Und langsam flog der Marienkäfer fort.

Sobald der hässliche schwarze Weg abgekühlt und trocken und hart war, kam eine andere Maschine. Die war nicht ganz so hässlich wie die Teermaschine, aber sie blieb nicht auf dem Weg. Nein, sie fuhr mitten auf die „bunte Wiese“ und fuhr und fuhr in allen Richtungen, kreuz und quer. Dabei liess sie ein helles, beissendes, giftiges Pulver auf die arme Wiese regnen. Das Pulver stäubte in alle Ecken, in jeden Schlupfwinkel. Frau Primulas dunkelgrüne Blätter waren mit dem hellen Pulver bestäubt. Das tat nicht weh, aber sie hoffte doch, dass der Regen die bald wieder rein waschen würde. Das tat der nächste Regen auch, Frau Primulas Blätter waren wieder grün und ihre Blütentöchter leuchteten gelb. Aber die Arme fühlte sich gar nicht wohl. Sie sah zu ihrem Nachbarn hinüber, dem Knabenkraut. Das liess den Kopf hängen und sah recht krank aus. Es war ja von jeher nicht so kräftig wie Frau Primula gewesen.

Von nun an kam die Maschine immer wieder und liess böses Pulver auf die Wiese regnen. Dann kam die Mähmaschine mit ihren scharfen Messern und eine Maschine, die die Apfelbäume mit einer giftigen Flüssigkeit spritzte.

Der Marienkäfer flog heran und setzte sich auf Frau Primula. „Liebe Freundin, ich muss Abschied nehmen. Ich hörte, unsere „bunte Wiese“ soll eine Nutzwiese werden. Hier kann ich nicht länger bleiben. Das böse Pulver und der giftige Maschinenregen haben alle Blattläuse getötet. Von was soll ich leben? Ich kann

doch nur Blattläuse essen. Vielleicht finde ich eine andere, gesündere Wiese, wo es genug Futter für mich gibt.

„Sie Glücklicher!“ sagte Frau Primula, „Sie können fliegen. Ich würde auch so gerne fort von hier. Mir scheint, unsere „bunte Wiese“ ist nicht mehr so bunt wie früher. Mein Nachbar, das Knabenkraut, sieht todkrank aus. Und sehen Sie sich meine Blätter an! Ganz zerfressen sind sie. Wir haben eine furchtbare Schneckenplage, seitdem die Igel Familie weggezogen ist. Jeden Abend werden ein paar von meinen armen Blättern von den unverschämten Schnecken angefressen. Wie sagten Sie? Nutzwiese? Wem soll das nützen? Ein totes Knabenkraut und eine Schlüsselblume mit angefressenen Blättern. Besuchen Sie mich trotzdem ab und zu. Vielleicht wird alles wieder gut, vielleicht werden wir Blumen wieder gesund, und Sie, lieber Freund, finden wieder Blattläuse.“

„Ja, vielleicht“, sagte der Marienkäfer. Aber er kannte die Welt und glaubte an kein Wunder.

Frau Primula lebte weiter mit ihren Töchtern. Es kamen Menschen und freuten sich an den Schlüsselblumen und fanden sie „prachtvoll“ und „kräftig“.

„Ach“, dachte Frau Primula, „hättet ihr meine Töchter vor dem Giftregen gekannt! ja, da waren sie prachtvoll und kräftig, aber nun! Arme, müde Blüten sind meine Töchter geworden und so klein und blass!“

Und nie mehr rief Frau Primula ihren Töchtern, die gepflückt wurden nach: „seid stolz, dass die guten Menschen euch lieben“

Eines Tages bekam Frau Primula Besuch von einem winzig kleinen Marienkäfer. Der setzte sich auf ein Blatt und sagte:

„Mein Grossvater hat mir von Ihnen und der „bunten Wiese“

erzählt. Bunt ist die Wiese ja nicht mehr, aber Sie habe ich gleich gefunden. Wie krank die armen Blumen hier aussehen, aber bei uns ist es auch nicht viel besser, nur Gras wächst noch auf den Wiesen.“

„Oh, lieber Herr Coccinelida, erzählen Sie mir von der weiten Welt, bitte!“

„Es sieht überall gleich traurig aus, die Käfer sterben, die Schmetterlinge sterben, die Wiesen sind fett und grün, aber nicht mehr bunt, denn es gibt keine Wiesenblumen mehr und die Bienen und Hummeln finden keinen Nektar. Ich werde versuchen mit meinen kleinen Flügeln weiterzufliegen. Hier im Land ist keine einzige Blattlaus mehr zu finden. Leben Sie wohl, Frau Primula. Versuchen Sie auszuhalten bis bessere Zeiten kommen.“

Frau Primula sah, wie das kleine rote Pünktchen über den Teerweg flog, um eine neue Heimat zu finden.

Nein, Frau Primula konnte nicht auswandern, aber aushalten wollte sie, trotz ihrer kranken, zerfressenen Blätter, aushalten so lange wie möglich. Sie wollte nicht glauben, dass alle Menschen nun mit Teer und Gift die bunten Blumen und die Schmetterlinge und die Käfer töten wollten, und die Äpfel vergiften. Sie hatte doch so liebe und gute Menschen kennen gelernt, die ihre Töchter gepflückt hatten und mit ihnen die Himmelstür und die Herzen aufschliessen wollten.

Viele Jahre vergingen. Es wurde wieder einmal Frühling und Frau Primula lebte noch. Oh, es ging ihr gar nicht gut. Ihre Blätter waren klein und grau und zerfressen, und an einem schwachen Stengel sassen zwei kleine blasse Blüten. Frau Primula war zu schwach, um sich umzusehen, sie sah nur ihre nächste Umgebung: alles war grün, nur ein paar Gänseblüm-

chen blühten da und dort. Waren denn alle anderen Blumen gestorben, so wie das arme Knabenkraut ?

Frau Primula hing, wie so oft nun, trüben Gedanken nach, als sie plötzlich aufschrak. Ein kleiner Junge kniete vor ihr und rief: „Mama, Mama, eine kleine gelbe Blume! Darf ich sie pflücken ?

„Das ist doch meine liebe Schlüsselblume, unser Himmelschlüssel!“ rief die Mutter. „Meine Grossmutter hat mir ihren Namen genannt, und Papa hat mir einen Blütenstengel gebrochen. Nein, mein Kind, die letzte Schlüsselblume, die pflücken wir nicht. Aber du weisst ja, Papa hat die Wiese gekauft und wir werden sie wieder gesund machen, wir werden sie so wachsen lassen wie sie früher war und sie soll wieder bunt und fröhlich werden. Und dann darfst du jedes Frühjahr dicke, goldgelbe Schlüsselblumen pflücken. Und im Herbst darfst du die Äpfel von unsern Apfelbäumen essen. Du wirst sehen, wir werden viele Schmetterlinge und Käfer und Bienen und Hummeln haben, auch Marienkäfer, die eigentlich Glückskäfer heissen. Die sollen uns und auch unserer Wiese Glück bringen.“

Ein Jahr später sah Frau Primula stolz auf ihre kräftigen, leuchtenden Blütentöchter. Da kam ein grosser Marienkäfer, setzte sich auf eine Blüte und sagte ;

„Wie gut, liebe Freundin, dass Sie ausgehalten haben in der schrecklichen Zeit. Wie gut, dass meine Familie ausgewandert ist und überleben konnte. Und was für ein Glück für uns alle, dass es noch gute Menschen gibt, die uns alle wieder gesund machen.“

Und der Marien-Glückskäfer flog fröhlich über die „bunte Wiese.“

Das Feuer

Es war ein Regensonntag. Vater und Mutter hatten sich nach dem Essen hingelegt, und Andreas, der grosse Bruder, durfte sich einen Film im Fernsehen anschauen.

Der vierjährige Stefan war daher alleine. Langweilte er sich? Sicher nicht! Stefan langweilte sich nie! Und heute schon gar nicht. Er hatte nämlich etwas Besonderes vor: er wollte ein Feuer machen, ein ganz richtiges Feuer. Natürlich wusste er genau, dass das verboten war. Man darf nicht mit Zündhölzern



spielen, keine Kerzen anzünden, keine Zigaretten anbrennen, und Feuer machen – davon darf gar nicht gesprochen werden, das weiss ein jeder, dass das verboten ist! Stefan war ein hübscher, aufgeweckter Junge, aber sehr folgsam war er leider nicht. Er hatte eine ganze Schachtel Zündhölzer in der Küche gefunden, die wollte er doch benutzen! Es regnete. Im Garten, wie er's vorhatte, konnte er kein Feuer anzünden. Blieb sein Zimmer. Mitten im Zimmer mit Streichhölzern spielen, war zu gefährlich. Wenn jemand hereinkam, sah er sofort das verbotene Feuer. Also? Natürlich unterm Bett. Das war ein gutes Versteck. Hatte Stefan Angst? Natürlich hätte er auf diese Frage „nein“ geantwortet. Aber er rief doch, um bei diesem Unternehmen nicht ganz allein zu sein, Flipi, den kleinen Hund. Flipi kam beim ersten Ruf in Stefans Zimmer gesprungen. Dort gab's immer lustige Spiele und Unterhaltung. Es fing auch schon an: Stefan leerte das Papier aus dem Papierkorb mitten ins Zimmer und Flipi wollte gleich mitspielen. Aber Stefan schob alles Papier unters Bett und kroch dann selber nach. Flipi kroch sofort auch unters Bett. Aber das war dann kein Spiel mehr. Wusste Stefan nicht, dass er, Flipi, kein Feuer, auch kein noch so kleines, auch kein brennendes Zündholz mochte? Trotzdem strich Stefan ein Streichholz der Schachtel entlang.

„Mist,“ sagte er, das Streichholz war abgebrochen.

„Nochmal Mist,“ das zweite Streichholz wollte auch nicht brennen.

Aber beim dritten Mal gelang es. Stefan hielt das brennende Hölzchen an ein dickes Kalenderblatt der letzten Woche. Das Blatt fing an zu rauchen und zu qualmen, man sah aber gar keine Flamme. Flipsis Angst liess ein bisschen nach, und Stefan war über sein Feuer enttäuscht. Aber plötzlich gab es eine helle Flamme: ein Blatt aus einem Schulheft von Andreas brannte

lichterloh. Die Flamme war so hell und hoch, dass Stefan Angst bekam. Er wollte sein Feuer löschen und bliess so stark er konnte in die Flamme. Aber nun brannte alles Papier hell und hoch.

„Flipi,“ rief Stefan und sah sich hilfesuchend nach seinem Freund um. Der sass in der Ecke hinter der Tür und bellte laut um Hilfe. Andreas riss die Tür auf und stürmte in Stefans Zimmer.

„Du spinnst,“ war alles, was er sagen konnte. Mehr fiel ihm nicht ein, aber da wurde er auch schon von Vater auf die Seite geschoben. Der riss die Decke vom Bett, nahm die qualmende Matratze und warf sie aus dem Fenster in den nassen Garten hinunter.

Durch den Bettrost konnte man einen grossen, schwarzen Fleck im grünen Linoleumboden unterm Bett sehen. Die verkohlten Papierschnipsel flogen durchs Zimmer.

Stefan stand da, wie ein Häuflein Elend und erwartete die verdiente Strafe. Und Andreas drückte sich in eine Ecke. Das grosse Donnerwetter, das über Stefan hereinbrechen würde, wollte er miterleben, aber zu nahe wollte er nicht stehen. Er war ja unschuldig!

Aber der Vater blieb ganz ruhig. Während die Mutter die verkohlten Papierstücke zusammenfegte, sagte er:

„Andreas, Stefan, kommt mit mir ins Esszimmer!“

„Ich war's nicht!“ rief Andreas.

„Kommt beide mit!“

Die zwei Jungen sassen am Esszimmertisch an ihren gewohnten Plätzen und sahen den Vater sehr unsicher an. Normalerweise folgt doch Strafe auf Ungezogenheit. Aber diesmal war es anders.

Der Vater fing an zu sprechen :

„Andreas, Stefan, ihr interessiert euch, wie alle Kinder, für das Feuer, nicht wahr ? Lasst uns daher einmal darüber reden. Wozu brauchen wir denn, in unserm Haus, Feuer ?“

„Um an Weihnachten und am Geburtstag Kerzen anzuzünden “

„Ja, und wozu noch ?“

„Im Garten machst du Feuer, um dürre Äste und Abfall zu verbrennen. “

„Und Grossmutter macht manchmal Feuer in ihrem Kamin in der Wohnstube. “

„Und beim Grillen macht man Feuer. “

„Richtig“, sagte der Vater, „beim Grillen. Warum wohl beim Grillen ?“

„Damit die Hähnchen schön knusprig werden. “

„Ja, richtig. Rohe Hähnchen schmecken nicht gut. “

„Die kann man doch gar nicht essen. “

„Nur Flipi kann rohes Fleisch essen. “

„Wisst ihr, dass die Menschen vor langer, langer Zeit, als sie noch keine Häuser bauen konnten, keine Teller und Tassen, keine Schuhe und Kleider hatten, auch noch kein Feuer hatten ? Da mussten sie das Fleisch roh essen. “

„Wie Flipi. Und die Kartoffeln, assen sie die auch roh ?“

„Nein, Kartoffeln kannten sie nicht. Die Menschen assen Wurzeln und Blätter und Pilze, alles roh natürlich. Und im Winter hatten sie sehr kalt. Viele mussten vor Kälte sterben. Bis sie dann das Feuer fanden. “

„Fanden sie eine Zündholzschachtel ?“

„Aber nein. Zündhölzer gab es erst viel, viel später. Wie die Menschen das Feuer fanden, wissen wir nicht genau. Aber so ungefähr könnte es gewesen sein :

Vor vielen, vielen Jahren war ganz Europa von Wäldern bedeckt. Darin lebten wilde Tiere und die ersten Menschen. Die Menschen hatten keine Häuser, sie schliefen in Höhlen oder, wie die wilden Tiere, unter Bäumen. An Stelle von Kleidern trugen sie Felle, um sich vor der Kälte zu schützen. Und sie hatten auch kein Feuer, um sich daran zu wärmen oder ihr Essen darauf zu kochen.

Es war einmal ein sehr heisser und trockener Sommer. Die Sonne brannte viele Wochen und Monate, und die Wälder waren dürr und trocken. Es war noch lange nicht Herbst, aber die Blätter der Bäume waren goldgelb und fielen zu Boden. Menschen, Tiere und Pflanzen hatten Durst.

Und so kam das grosse Unglück: die Sonnenstrahlen brannten so stark, das Laub auf dem Boden war so trocken, dass es im Unterholz zu qualmen anfang. Eine kleine Flamme züngelte im dürr, gelben Gras, und bald brannte der Wald lichterloh. Die Tiere zitterten vor Angst und flohen. Alle flohen: Hasen, Bären, Hirsche, Wölfe, Rehe. Auch die Vögel. Die Rehe mussten keine Angst mehr vor Wölfen haben und die Hasen nicht vor Füchsen. Alle fürchteten nur das böse, schreckliche Feuer.

Und die Menschen retteten sich wie die Tiere, so gut und rasch sie konnten und hatten grosse Angst.

Viele Tage brannte der Wald. Das Feuer verschlang Bäume und Sträucher, Menschen und Tiere.

Aber das Feuer ist nicht wie ein Mensch oder ein Tier. Es frisst und frisst und wird doch nie satt. Unersättlich frisst es den ganzen Wald auf und muss doch sterben, wenn es nichts mehr zu fressen hat.

Endlich, endlich bezog sich der Himmel und wurde grau, fast schwarz, und nach ein paar kräftigen Donnerschlägen fiel ein

starker Regen aus den Wolken. Der Regen kühlte die Feuersglut und machte die Bäume nass. Der dürre, trockene Boden trank das Regenwasser, und nach ein paar Tagen entstanden grosse Pfützen, die die Glut bedeckten und das Feuer, das nur leben und brennen kann, wenn es Luft bekommt, im Wasser erstickten.

Die Tiere hielten in ihrer Flucht inne. Die Rehe sahen sich um, erblickten den Wolf in der Nähe und versteckten sich. Auch die Hasen liefen fort, weit fort von den Füchsen. Das Leben ging wieder seinen normalen Gang. Die Menschen sahen, dass das Feuer erloschen war. Sie waren verstört und hatten Angst und sahen nur von Ferne die schwarzverkohnten Bäume und Sträucher und den dampfenden, verbrannten Waldboden.

Nur ein mutiger Mann ging ganz nahe zu der Stelle, an der der Brand aufgehört hatte. Er sah sich den toten, verbrannten Wald an, in dem er sich einmal so gut ausgekannt hatte. Er ging ein paar Schritte über das Aschefeld und sah dort einen Hasen liegen, der im Feuer umgekommen war. Und da der Mann hungrig war, zog er dem Hasen das Fell ab und ass sein Fleisch. Oh, wie gut, wie zart das war! So etwas Gutes und Zartes hatte der Mann noch nie gegessen. Ein Stück weiter fand er ein angebranntes Wildschwein. Er brachte es seiner Familie und alle verschlangen das Fleisch gierig. Nun waren die Männer und Frauen mutig geworden: sie suchten in der Asche nach gebratenen Tieren und assen und assen, so viel sie konnten. Dann sagten sie sich, sie wollten nun immer nach einem Waldbrand nach so gutem Fleisch in der Asche suchen.

Der mutige Mann aber, der den ersten gebratenen Hasen gefunden hatte, wollte nicht auf den nächsten Waldbrand warten. Vielleicht würde es viele, viele Jahre kein Feuer mehr geben,

vielleicht nie mehr. Der Mann wollte selber Feuer besitzen, kein wildes, böses Feuer, sondern gezähmtes, gutes. Und daher ging er über das Aschefeld, durch den verbrannten Wald und suchte nach einer Flamme. Der Regen hatte den Boden nass gemacht und alles Feuer gelöscht, so dass der Mann lange suchen musste. Endlich fand er unter einem lockeren Steinhaufen eine rote Glut. Der Mann wusste, dass das Feuer als Nahrung Holz braucht, und daher legte er ein paar kleine Äste auf die Glut. Bald brannte das kleine Feuer hell auf und der Mann wollte die Flamme zu seiner Familie tragen. Aber wie heiss die war. Wer kann eine Flamme mit blossen Händen anfassen? Der Mann nahm einen Stein, um die Flamme darauf zu tragen. Aber eine Flamme kann man nicht tragen. Sie ist wie ein Sonnenstrahl, den man sieht, aber nicht in die Hände nehmen kann. So trug der Mann ein paar Äste an einen geschützten Platz, gab seinem Feuer Nahrung und baute ein kleines Steinhaus darum herum. Dann zeigte er seiner Lieblingstochter Mara wie man so ein gezähmtes Feuer pflegen muss.

Vater und Tochter sassen des Nachts am kleinen Feuer und der Vater sagte:

„Siehst du, unser zahmes Feuer gibt uns Licht, ich kann dich mitten in der Nacht sehen.

Es gibt uns Wärme, wir haben mitten im Winter in seiner Nähe nicht kalt.

Und es kocht und brät uns unsere Wurzeln und unser Fleisch zart.

Du sollst unser Feuer immer gut pflegen, denn es lebt. Es bewegt sich, ist aber doch kein Tier. Es isst, ist aber doch kein Mensch. Es ist rot oder gelb oder blau und ist doch keine Blume. Das Feuer braucht Luft zum Atmen, wie wir. Gib ihm aber nicht zu viel Luft, damit es nicht zu stark und wild wird.

Das gezähmte Feuer ist das Kostbarste, was wir Menschen besitzen. Pflege es gut!“

Und der Mann, der das Feuer gefunden hatte, wurde der Häuptling seiner Familie.

Eines Tages kam eine Junge einer anderen Menschenfamilie mit seinem gezähmten Wolf. Er sah von Weitem den Rauch des Feuers, denn das Feuer atmet ein Gas mit Asche vermischt aus in die Luft, und das ist der Rauch. Der Rauch ist leichter, als die Luft, deshalb steigt er auf, gegen den Himmel.

Der Junge ging auf die Feuerstelle zu und fand dort Mara Er sagte;

„Guten Tag, ich heiße Sabo. Was machst du da?“

Mara erklärte ihm alles, was sie von dem Feuer wusste. Sie erzählte Sabo:

„Unser Feuer gibt uns Licht in der Nacht, Wärme im Winter. Es kocht und brät uns unsere Nahrung.“ Und sie erzählte Sabo wie sie das Feuer pflegt, wie sie ihm Nahrung und Luft gibt, und wie sie darüber wacht, dass es nicht gross und wild wird.

Dann gab sie Sabo ein Stück gebratenes Fleisch.

Der Junge dachte an seine Familie, an seine kleinen Geschwister, die kein Feuer hatten und bat darum etwas von der kostbaren Glut mitnehmen zu dürfen. Der Häuptling, Maras Vater, zu dem ihn das Mädchen geführt hatte, wurde sehr zornig.

„ICH fand das Feuer, ICH behalte es. Nur MEINE Familie soll dadurch stark und mächtig sein!“

Und er sagte zu seinen Freunden:

„Bewaffnet euch mit Steinen und stellt euch um unser Feuer. Sicher gibt es Krieg, unsere Nachbarn wollen unser Feuer stehlen.“

Sabo, der das hörte, sagte zu sich:

„Ich will keinen Krieg, oh, nein! Aber ich will so lange durch

die Welt ziehen, bis auch ich Feuer gefunden habe.“

Begleitet von seinem zahmen Wolf machte er sich auf die Suche.

Er fand warme Sonnenstrahlen, aber er konnte damit kein Feuer anzünden.

Er wurde von Wespen gestochen, das brannte wie Feuer, aber nicht die kleinste Flamme kam aus dem Wespenstachel. Er versuchte den Blitz einzufangen.

Er versuchte aus glitzerndem Tau Feuer zu machen. Es gelang ihm nicht.

Er sass auf einem Stein und sagte zu seinem Wolf:

„Ich werde kein Feuer finden. Meine Familie wird wie deine wilde Wolfsfamilie weiterleben müssen. Ich möchte so gerne, so gerne, und doch kann ich keine Flamme finden!“

Während er sprach, nahm er zwei grau-blaue Steine in die Hände, und weil er traurig war und nicht mehr weiter wusste, schlug er die Steine voller Wut gegeneinander.

Und da – war es möglich – roch es nach Brand. Die Steine rochen nach Brand. Der Junge ging in den dichten, dunkeln Wald und schlug die Steine viele Male fest gegeneinander. Und da sah er in der Dunkelheit des Waldes Funken stieben, Funken, die wie winzige Flammen aussahen. Aber konnte man aus diesen winzigen Flämmchen Feuer machen? Ja, sicher! Ein Funke fiel in Sabos Pelz, ein paar Haare versengten und es roch nach verbranntem Fell. Rasch sammelte der Junge trockenes Laub und Moos. Er fand auch an einem Buchenstamm eine Art Pilz, dürr und staubig, „Zunder“ nennen wir diesen Pilz heute. Nun schlug Sabo die Steine gegeneinander bis ein Funke auf das trockene Moos und den Zunder fiel und diese entzündete. Der Wolf lief, sobald er das Feuer sah, mit eingekniffenem Schwanz davon und heulte vor Angst.

Sabo aber war toll vor Freude. Er suchte sich trockene Äste und machte ein grosses Feuer.

Mara hatte ihm erklärt, wie man Glut und Feuer pflegen muss, und auch wie man sie tragen kann. So war es nicht zu schwer, das Kostbare nach Hause zu bringen. Der Junge piff seinem Wolf, der ihm in sicherem Abstand folgte. Zu Hause, bei seiner



Familie, zeigte Sabo stolz seinen Schatz. Seine Eltern aber und seine Freunde hatten ebenso grosse Angst wie der Wolf. Da erklärte der Junge:

„das wilde Feuer, der Waldbrand, ist wie der wilde Wolf, beide fressen uns. Das zahme Feuer aber ist wie mein zahmer Wolf, beide gehorchen mir, wenn ich sie richtig behandle. Kommt und seht wie hell, wie gut meine Flamme ist. Niemehr sollt ihr frieren und immer sollt ihr nur gutes, gebratenes Fleisch essen.“

Und ab da nannten alle Sabo ihren Häuptling.

Während der Zeit, während der Junge das Feuer suchte, hörte Mara jeden Abend eine Nachtigall schlagen und freute sich an ihrem Gesang. In einer hellen Mondnacht aber lockte die Nachtigall so süß, dass das Mädchen das Feuer mit Erde bedeckte, damit es unbewacht nicht wild und böse werde. Dann ging sie in den Wald, um die Nachtigall zu suchen. Mara hörte den Vogel ganz nahe, konnte ihn aber nicht sehen. Und jedesmal, wenn sie meinte bei der Nachtigall zu sein, flog diese weiter in den Wald hinein. Mara folgte dem Vogel. Erst nach vielen Stunden fiel ihr das Feuer wieder ein. Rasch lief sie zurück zur Feuerstelle. Aber – keine Glut war mehr unter der Erdschicht am Leben. Mara hatte das Feuer zu gut und zu dicht zugedeckt. Und ohne genügend Luft war das Feuer erstickt. Das arme Mädchen war in grosser Not. Mara fürchtete sich vor der Strafe, sie war aber vor allem unglücklich, dass die ganze grosse Familie durch ihr Verschulden kein Feuer mehr hatte.

„Ich will neues Feuer finden und nicht mehr zurückkommen, bis ich welches gefunden habe.“

So machte sich Mara auf die Suche nach dem kostbaren Gut. Sie durchsuchte Tage und Wochen den unendlich grossen Wald, bis sie eines Tages eine dünne Rauchsäule sah. Mara

wusste gut, dass Rauch nur durch Feuer erzeugt werden kann, und sie lief rasch auf den Rauch zu. Sie erkannte Sabo sofort wieder.

„Bitte, bitte, gib mir von deinem Feuer, lieber Sabo,“ bat sie und erzählte ihre Geschichte.

„Bring mich zu deinem Vater, ich will euch helfen.“

Er wollte sofort Mara zu ihrem Vater begleiten.

„Aber das Feuer, willst du uns nichts von deinem Feuer schenken?“ fragte Mara.

„Warte, bis ich vor deinem Vater stehe.“

Die Beiden sprachen auf dem langen Weg zu Maras Familie kaum miteinander. Mara fürchtete sich auch sehr, den Vater wiederzusehen. Ohne den hübschen, starken und ruhigen Sabo an ihrer Seite wäre sie niemals ohne Feuer nach Hause zurückgekehrt.

Der Häuptling, Maras Vater, sass am Lagerplatz der Familie. Er hatte den Kopf gesenkt, so dass man sein Gesicht nicht sehen konnte. Als er Schritte hörte, stand er rasch auf und griff nach seinem Steinmesser. Aber Sabo rief ihm entgegen:

„Grosser Häuptling, ich will dir mehr als nur blosses Feuer geben, gib mir dafür deine Tochter Mara.“

Sabo zog zwei kleine blau-graue Steine unter seinem Fellkleid hervor, auch etwas trockenes Moos und schlug die Steine kräftig gegeneinander. Er hatte nun grosse Übung im Feuerschlagen. Ein Funke entzündete das Moos, und ehe der Häuptling und Mara verstanden, was da geschah, brannte ein kleines Feuer.

„Hier,“ sagte Sabo, „hier hast du zwei Feuersteine. Du hast gesehen, dass sie dir Feuer geben, Feuer viele Male, so oft du willst.“

Sabo nahm Mara bei der Hand und führte sie durch den un-

endlich grossen Wald. Sie wurden Mann und Frau und Sabo sagte:

„Wir wollen viele Kinder haben, Jungen und Mädchen. Unsere Kinder sollen lernen sich vor dem wilden, bösen Feuer zu schützen. Sie sollen aber vor allem lernen, das zahme, gute Feuer zu pflegen und zu nützen und allen Menschen hier im Wald zu geben. Und sie sollen die Menschen lehren, das Feuer gut zu gebrauchen, damit es Licht, Wärme und Nahrung gibt. Und unsere Kinder und deren Kinder sollen alle Menschen warnen das Feuer zu bösen Zwecken zu gebrauchen. Wir wollen nicht, dass unser gezähmtes Feuer ausbricht und Wälder und Tiere und Menschen tötet und Unheil bringt.“

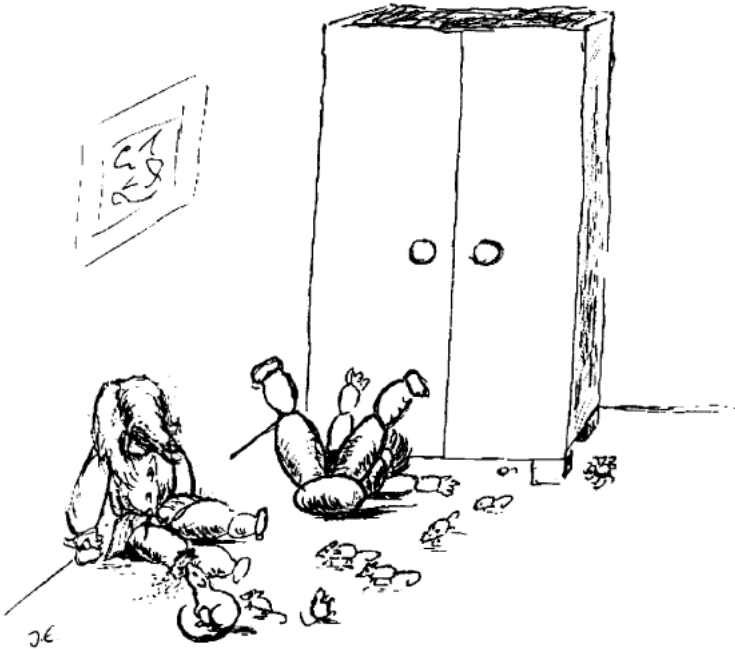
Mara sagte:

„Ich wünsche von ganzem Herzen, dass alle Menschen, die nach uns kommen, so gut und klug sind, wie du, lieber Sabo.“

„So oder ähnlich mag es einmal gewesen sein,“ sagte der Vater zu Andreas und Stefan. Und jetzt geht spielen, ich habe noch zu arbeiten.“

Die Geschichte von Ina und Peter, den beiden Puppen

Margit hatte zwei Puppen, ein Mädchen und einen Jungen. Das Mädchen hiess Ina, der Junge hiess Peter. Beide hatten blonde Haare, blaue Augen, rote Backen und sahen einander sehr ähnlich, wie sich Geschwister eben ähnlich sehen. Beide hatten einen Kopf aus Plastik aber keinen glatten, kalten Plastikkörper, sondern einen warmen, weichen, rosa Stoffleib, der mit Hirse gefüllt war. Sagt nicht, solche Puppen seien altmodisch, nein, sie sind besonders geeignet zum Liebhaben, und Margit liebte



ihre beiden Puppen sehr. Papa aber sagte sie dürfe dieses Jahr nur eine Puppe, Ina oder Peter, mit in die grossen Ferien nehmen, denn die ganze Familie flog mit dem Flugzeug nach Spanien, und dabei darf man nicht zu viel Gepäck haben.

Margit lag also am Abend vor der Abreise im Bett und weinte, weil sie beide Puppen mitnehmen wollte. Als sie um 10 Uhr immer noch weinte, sagte der Papa: „wenn du nicht sofort still bist, darfst du überhaupt keine Puppe mitnehmen!“

Margit weinte noch mehr, sie heulte und schrie sogar; daher mussten am anderen Morgen Ina und Peter in der verdunkelten, verlassenen Wohnung allein zurückbleiben. Sie sassen traurig in der Spielecke am Boden.

„Oh, wie langweilig hier eingesperrt zu sein,“ sagte Ina zu Peter, „aber es geschieht dir gerade recht, dass du auch zu Hause bleiben musst.“

„Und dir, dir tut es auch gut, einmal eingesperrt zu sein,“ antwortete Peter. So stritten sich die beiden Puppen eine Weile und trösteten sich ein bisschen mit ihrer Schadenfreude. Aber man kann nicht lange nur schadenfroh sein. Peter war vernünftig: „ach, streiten wir uns nicht, ich glaube, wir haben beide einfach Langeweile. Niemand ist hier, gar niemand, und nichts bewegt sich in der ganzen Wohnung. Sogar die Fensterläden sind geschlossen, sonst könnten wir wenigstens die Sonne sehen.“ „Und die Sonne könnte uns sehen,“ rief Ina. Sie wusste nicht, dass sich die Sonne noch nie für Puppen interessiert hat.

„Oh, oh, Peter, eine Spinne! Endlich ist jemand hier!“

Eine kleine, graue Spinne lief eilig mit ihren acht langen Spinnenbeinen über den Fussboden.

„Komm’ doch, komm’, Spinne, kleine Spinne“, flüsterten die zwei Puppenkinder. Aber eine Spinne versteht die Puppenspra-

che nicht, nicht einmal die Menschensprache versteht sie, und daher rannte die kleine Spinne weiter, ohne sich umzusehen und verschwand unter Margits Kleiderschrank.

„Ach, nun sind wir schon wieder allein, nicht einmal die Spinne will bei uns bleiben. Gar niemand ist mehr im Haus, ausser uns. Sogar Mimi, die Katze haben sie fortgebracht! Ja, die Katze, wenn die wenigstens hier wäre!“

Aber plötzlich raschelte es unterm Kleiderschrank. Die Spinne? Nein! Ein rosa Schnäuzchen und zwei schwarze Perlengaugen kamen zum Vorschein. Die Äuglein sahen die Puppen misstrauisch an, aber als diese sich nicht bewegten, kam das ganze Mäuschen unterm Kleiderschrank hervor: eine kleine, graue Maus mit rosa Schwanz und rosa Ohren. Sie sah sich im Zimmer um und verschwand – husch – unterm Schrank. „Oh, wie schade!“ riefen Ina und Peter, „so eine hübsche Maus, warum ist sie denn nicht bei uns geblieben? Maus, Mäuschen, komm, wir tun dir nichts!“

Und da kam das Mäuschen auch schon wieder, gefolgt von sieben winzigkleinen Mäusekindern, alle grau mit schwarzen Augen, rosa Ohrchen und rosa Schwänzchen.

Ina und Peter verstanden die Mäusesprache nicht, aber sie konnten sehen, dass Mama Maus ihre Kinder in alle Ecken des Zimmers schickte, um etwas zu essen zu suchen. Die Mäuschen huschten auseinander, sie suchten und suchten, aber vergeblich! Warum nur hatte Margits Mama vor der Abreise die Wohnung so gründlich putzen lassen? In allen Ecken, unterm Tisch, überall war saubergemacht, Staub gesaugt, gewischt und geschrubbt worden. Nein, die Mäuschen fanden hier nichts zu essen, kein Brosämchen. „Sicher verschwinden sie nun bald wieder unterm Schrank und für immer! Ihr lieben, lieben Mäuschen, so bleibt doch hier!“

Da, als Mama Maus ihre Kinder schon zum Abmarsch zusammenrief, kam ein kleiner Mausebub in die Spielecke, ganz nahe zu den Puppen. Er besah sie sich genau, noch genauer, besonders Ina untersuchte er. Die war vor kurzem im Garten gefallen und hatte sich das Knie aufgeschlagen. Aus der unverbundenen Wunde rieselte Hirse. Plötzlich schlug der Mäusebub Alarm, alle sechs Mäusegeschwister und die Mausmama liefen herbei, und nun assen sich die acht Mäuschen – niam – niam – niam – an Inas Hirse satt. Dann verschwanden sie – husch – unterm Kleiderschrank.

Ina war sehr bleich und viel dünner geworden. Sie sank hintenüber und schloss die Augen.

„Arme Ina“, sagte Peter, „aber nett und unterhaltend waren die Mäuslein doch!“

Ina sagte nichts. Sie schlief vor Erschöpfung. Der grosse Hirseverlust hatte sie sehr geschwächt.

Auch Peter schlief ein und träumte von Mäusen.

Aber am nächsten Abend raschelte es wieder unterm Kleiderschrank. Die Mausemama und ihre Kinder kamen hervor, liefen schnurstracks zu Inas Bein, frassen sich – niam – niam – niam – voll und satt und rannten zurück untern Schrank.

Ina war so schwach, dass sie kaum noch sprechen konnte.

Doch die unersättlichen Mäuschen kamen nun jeden Abend, frassen von Inas Hirse und waren gar nicht mehr ängstlich. Sie tanzten im Zimmer herum, rannten hin und her und rauften sich. Peter amüsierte sich köstlich, wobei er aber doch Inas wegen ein schlechtes Gewissen hatte.

Nach einer Woche war Ina leer. Ganz leer, dünn und tot lag der arme Puppenkörper da. Nur der Kopf war noch ebenso schön, wie zuvor, und daran konnte man gleich sehen, dass Pup-

pen nicht so rasch sterben, und sehr widerstandsfähig von Natur sind.

Als nun nach einer Woche bei Ina nichts mehr zu holen war, biss die Mäusemutter rasch entschlossen in Peters linkes Bein. „Au!“ schrie er, aber schon labten sich acht Mäuse – niam – niam – niam – an der herausrieselnden Hirse.

An diesem Abend musste sich Peter auch legen und die Augen schliessen.

Sechsmal noch kamen die kleinen Mäuse, bis sie den Puppenbub ganz leergefressen hatten.

Dann waren endlich die Ferien vorbei. Margit, ihre Eltern und Mimi, die Katze, kamen zurück,

Margit war während der zwei Wochen in Spanien sehr vernünftig geworden. Sie weinte nicht, als sie ihre so schwer kranken Puppenkinder sah. Sie nahm Ina und Peter auf den Arm, ging zu Papa und bat ihn um Hilfe. Der brachte die zwei Kranken, noch bevor die Koffer ausgepackt waren, in die Puppenklinik. Dort wurden sie mit Hirse aufgefüllt und noch am selben Abend als geheilt entlassen.

Margit brachte ihre Kinder zu Bett und schlüpfte dann selber, müde von der Reise, zu ihnen unter die Decke. Sie schlief sofort ein.

Ina aber und Peter konnten noch nicht schlafen. Sie dachten an die Mäuse und sahen ängstlich zum Kleiderschrank.

Als alles ruhig war im Haus, hörten sie ganz deutlich Rascheln unterm Schrank, und schon schossen die acht Mäuse ins Zimmer. Sie fühlten sich hier sicher. Ina und Peter stockte der Atem vor Angst. Können Mäuse klettern?? Können sie in Margits Bett steigen?? Wollten sie wieder anfangen sie anzuknabbern um sich an ihnen sattzufressen??

Aber sie hatten nicht an die gute Mimi gedacht. Zur Feier der

Heimkehr hatte ihr Körbchen für die Nacht in Margits Zimmer bleiben dürfen. Beim ersten Laut sprang die gute Katze mit einem Satz mitten zwischen die Eindringlinge. Da huschte Mama Maus mitsamt ihren nun schon erwachsenen Kindern untern Schrank zurück, und alle verschwanden auf Nimmerwiedersehen..

Die Geschichte von Isabella, der Bärin

Isabella war eine schöne, grosse, braune Bärin. Sie hatte feuchtschimmernde Augen, samtweiche, schwarze Tatzen und ein langes, zottiges Fell. Isabella lebte in einem Wald, in dem es viele zarte Blättlein und rote und blaue Beeren gab. Und Honig hatte es dort eine ganze Menge! Honig ist nämlich das Lieblingsessen von braunen Bären. Isabella hätte eigentlich so recht glücklich sein sollen. Aber sie war es gar nicht, nein, sie war immer traurig, ohne eigentlich zu wissen warum. Mit feuchtschimmernden Augen und hängendem Kopf trottete Isabella durch ihren schönen, reichen Wald. Traurig setzte sich die grosse, braune Bärin neben eine kleine, blaue Quelle. Und als sie da so sass, hörte sie die Quelle lustig plätschern: „Das Leben ist schön, das Leben ist schön!“

„Ach du dumme, kleine Quelle, was weisst du schon?!“ Sagte Isabella, „das Leben ist traurig, das Leben ist traurig.“

Sie trottete mit hängendem Kopf ein Stück weiter, und dann setzte sich die grosse, braune Bärin neben einen kleinen, bunten Vogel. Der fing auch gleich zu zwitschern an: „Das Leben ist schön, das Leben ist schön!“ So zwitscherte der kleine Vogel und flog hoch, hoch auf den höchsten Baum des Waldes.

„Ach du törichter, kleiner, bunter Vogel“, schimpfte Isabella, „du verstehst wirklich nichts vom Leben!“

Endlich fand die grosse, braune Bärin einen Platz im dichtesten Wald. Dort wohnte ein zierliches, rotbraunes Eichhörnchen. Das sah Isabella an, und das winzigkleine Eichhörnchen hatte Mitleid mit der riesengrossen Bärin, denn die sah gar zu traurig aus. „Dich werd' ich schon zum Lachen bringen,“ dachte es, nahm einen angenagten Tannenzapfen und warf ihn



mit aller Kraft gegen Isabellas Bauch. Die Bärin hob langsam den Kopf und sah das kleine Eichhorn aus ihren feuchtschimmernden Augen traurig an. Sie war nicht böse, der Tannenzapfen hatte ihr auch nicht weh getan. Aber das zierliche, freche Eichhörnchen bekam doch ein wenig Angst vor der grossen Bärin und kletterte im Nu auf den dicksten Baum. Dabei wedelte es mit dem Schwanz: „Das Leben ist schön, das Leben ist schön!“

„Oh, oh,“ stöhnte Isabella, „was bist du doch für ein unwissendes kleines Eichhorn, das Leben ist traurig, das Leben ist traurig!“

„Was soll ich in dem Wald tun, in dem alle vom schönen Leben sprechen,“ dachte Isabella. „Die zarten Blätter, die roten und blauen Beeren und der süsse Honig schmecken mir nicht, ich werde umziehen und diesen Wald verlassen.“

Langsam, mit hängendem Kopf, trottete Isabella dem Waldrand zu. Da sah sie sich noch einmal um, sah zurück in ihren Wald, der so lange ihre Heimat gewesen war. Sie lauschte und hörte die Quelle, den Vogel, das Eichhörnchen jubeln: „Das Leben ist schön, das Leben ist schön!“

„Törichte Kinder,“ brummte Isabella und wollte sich dem Waldrand zuwenden. Doch da hörte sie plötzlich im Unterholz Knacken und Brechen, und vier kleine, runde, wollige Bärenkinder stoben aus dem Gebüsch. Alle vier schlugen fast zu gleicher Zeit – hopla! – einen Purzelbaum, rannten weiter, und da sie nicht nach rechts oder links oder geradeaus sahen, liefen sie direkt auf Isabella zu und plumps – stiessen mit ihr zusammen.

„Ihr Rangen, habt ihr denn gar keinen Anstand,“ schimpfte die Bärin. Aber da nahmen sich die vier frechen Bärenkinder bei der Hand, schlossen Isabella in ihren Kreis ein und tanzten um sie herum und sangen: „keinen Anstand, keinen Anstand!“ Und dann lachten sie, dass es klang wie Kuhglockengeläut auf der Alm.

Nun kam die Bärenmama, eine hagere, magere Dame. Sie bat Isabella: „Entschuldigen sie die Kinder, entschuldigen sie sie bitte. Ihre Erziehung ist mangelhaft, ich weiss. Aber, ach, vier



so kleine Bärenkinder sind einfach zu viel für eine Mutter. Zwei oder drei Babys, das ist schon richtig, aber vier, das ist einfach zu viel. Könnten sie nicht einen Augenblick auf die Kleinen acht geben? Ich will mich nur einen ganz kleinen Moment ausruhen.“

Ehe Isabella antworten konnte, legte sich Mama Bär nieder und war auf der Stelle eingeschlafen. Sie schnarchte mit offenem Mund.

Als die kleinen Bärenkinder ihre Mutter schlafen sahen, wollten sie ihr Spiel „keinen Anstand“ wieder anfangen, aber da

hatte Isabella einen guten Einfall: „Habt ihr Hunger,“ fragte sie, „ich suche euch zarte Blätter, rote und blaue Beeren und süssen Honig.“

„Zarte Blätter, rote und blaue Beeren und süssen Honig,“ jubelte die Kinderschar und überschlug sich vor Begeisterung. Isabella führte die Kleinen in ihren Wald und zeigte ihnen die Orte, wo es Gutes zu Essen gab, und zum Nachtsch holte sie den Vieren vier Tatzten voll Honig, für jedes eine Tatzte voll. So gut hatten die Bärenkinder noch nie gegessen.

Als Isabella die Kleinen ihrer Mutter, der das Schläflein sehr gut getan hatte, zurückbrachte, dachte sie an ihr Vorhaben ihren Wald zu verlassen. So sagte sie der Bärenfamilie „adieu“; von Dank wollte sie nichts wissen und trottete dem Waldrand zu. Aber sie hatte noch keine drei Schritte getan, als die Bärenkinder sie eingeholt hatten, sich an ihre Beine, sich an ihr langes, zottiges Fell hängten und schrieen: „Du darfst nicht fort, wir lassen dich nicht fort!“ Auch die Bärenmama war herbei gekommen und fragte mit flehendem Blick: „Wollen sie nicht bei uns bleiben? Vier kleine Kinder sind wirklich sehr viel für eine einzige Mutter. Vier so kleine Babys sind gerade recht für zwei Mütter, Bleiben sie doch bei uns, bitte!“

Isabella richtete sich auf. Sie liess den Kopf nicht mehr hängen, ihre Augen waren nicht mehr feuchtschimmernd, sondern glänzend. Sie strahlte:

„Von Herzen gern,“ rief sie, „ich muss noch rasch meinen Bekannten etwas sagen. Ich komme gleich zurück“.

Isabella lief in ihren Wald hinein. Sie suchte das Eichhörnchen. „Eichhörnchen, zierliches, rotbraunes Eichhörnchen, das Leben ist schön, du hattest recht!“ rief sie. Das Eichhörnchen sah die Nacht anbrechen, sass ängstlich auf einem Ast und sein Schwanz wedelte: „Das Leben ist gefährlich!“

„Dummes, kleines Tier“, brummte Isabella und lief zum kleinen, bunten Vogel: „Es ist so , wie du sagtest, kleiner, bunter Vogel, das Leben ist schön!“ Aber der kleine Vogel hatte inzwischen geheiratet und sass brütend auf seinen Eiern. Er zwitscherte: „Das Leben ist mühsam!“

„Was bist du doch töricht, kleiner Vogel“, lachte Isabella und lief zur blauen Quelle. „Quelle, du wusstest es, das Leben ist schön!“ Aber die Quelle plätscherte nur: „Ich kann nichts versteh’n. Ich kann nichts versteh’n.“

Kopfschüttelnd kehrte Isabella zu ihren vier kleinen Bärenkindern und der Bärenmutter, ihrer Freundin, zurück. Sie murmelte vor sich hin: „Was gehen mich die Quelle, der bunte Vogel, das zierliche Eichhörnchen an? Ich weiss es besser als sie, das Leben ist schön, wenn man gute Freunde hat!“

Eine Geschichte aus Island

Ich will euch eine Geschichte aus Island erzählen, eine wahre Geschichte: Island ist eine grosse Insel, auf der fast kein Baum wächst, kein Getreide, kein Gemüse, dazu ist es dort viel zu kalt. Fast das ganze Land ist mit riesigen Steinwüsten und Gletschern bedeckt, durch die keine Strassen oder Wege führen. Aber Tausende von wilden, glasklaren Bächen und Flüssen durchqueren das Land, und in diesen Wassern leben viele, viele Fische. Im Sommer ziehen so manche Isländer mit Geländewagen oder Ponys und Zelten in diese wilden Gegenden. Natürlich gibt es dort keinen einzigen Laden, deshalb muss alles, was man zum Leben braucht, mitgenommen werden. Das sind sehr aufregende Reisen, denn es gibt auch oft keine Brücken über die Flüsse, und Wagen und Ponys müssen hindurchgeführt werden. Und nicht nur die isländischen Kinder, sondern auch die Väter freuen sich, wenn es dabei etwas gefährlich und abenteuerlich zugeht. Tagelang kann man unterwegs sein, über Steinfelder, über Hügel und durch Sandebenen, fast ohne einem Menschen zu begegnen. Nur Schafe, weisse, braune, schwarze Schafe mit grossen, geschwungenen Hörnern grasen überall da, wo auch nur ein klein wenig Gras oder Moos wächst. Im Sommer war einmal eine Familie unterwegs, mit Geländewagen, Zelten und Angeln. Die zwei Jüngsten der kleinen Gesellschaft waren Frike und Steini. Frike war sieben und Steini acht Jahre alt, und beide durften zum erstenmal ihre Eltern auf so einer Fahrt begleiten. Was für ein Erlebnis! Die beiden Jungen waren gut eingepackt in dicke Skipullover, Anoraks, Skihosen und Gummistiefel, denn in Island kann es auch im Sommer recht kalt sein.

Viele Stunden fuhr die kleine Karawane schon durchs Land, aber noch immer war es Tag, denn im Juli ist die Nacht in Island nur sehr kurz. Oft braucht man um Mitternacht kein Licht anzuzünden.

Endlich nun fanden die Männer einen guten Zeltplatz, ohne zu viel harte Steine, mit etwas Gras. Auch ein kleiner blauer Bach plätscherte in der Nähe. Rasch waren die Zelte aufgestellt, und obwohl ein eiskalter Wind blies, schliefen Frike und Steini in ihren warmen Schlafsäcken sofort ein. Eng aneinandergeschmiegt träumten sie von grossen Fischen, die sie in wilden Bächen angeln und stolz der Mutter bringen würden.

Aber das waren nur schöne Träume, die Wirklichkeit war so enttäuschend! Als die Männer anderentags zum Fischen gingen, durften die kleinen Jungs wohl mit. Oh, sie waren glücklich!



„Hier ist der Forellenbach, siehst du, da, ein Fisch.“ „Ich sehe schon eine Forelle,“ rief Steini, voll Aufregung beugte er sich vor und – pluff! – fiel er ins Wasser. Der kleine Bruder Frike folgte ihm gleich nach. Beschämt und triefend stiegen die Kinder aus dem kalten Wasser und wurden sofort zu den Zelten zurückgebracht. „Übt euch zuerst auf dem Trockenen die Angel auszuwerfen“ rief ihnen der Grossvater nach.

Auf dem Trockenen zu angeln, mit richtigen Angeln, war ein lustiges Spiel. Die Jungen lernten schnell, wie man die Angel auswirft und die Leine wieder einholt. Sie versuchten nach Zielen zu werfen, zum Beispiel nach der Wäsche, die im Winde flatterte oder gar nach der Grossmutter, die in der Sonne schlummerte. Heute auf dem Trockenen angeln und morgen im Bach, ja, das war ganz richtig.

Aber am nächsten Tag fingen weder Frike noch Steini einen Fisch. Sie fielen zwar nicht ins Wasser, aber so aufgeregt waren sie, dass sie nicht ruhig stehen konnten, sondern immer wieder von einer Stelle zur andern liefen und sich laut ihre Beobachtungen zuriefen. Wieder wurden sie von den Männern zurechtgewiesen: „Jungens, setzt euch hier ruhig ans Ufer und schaut uns zu. Mit eurem Geschrei verscheucht ihr uns alle Fische!“ Nur zuschauen, wie Papa, Onkel und Grossvater mit mehr oder weniger Glück fischten, einmal zog der Eine, einmal der Andere eine Forelle aus dem Bach, das war nicht sehr lustig. Unzufrieden trollten sich die beiden Jungen.

„Weisst du was, Frike? Wir wollen heute Nacht, wenn alle schlafen, ganz allein angeln gehen. Was werden die Grossen sagen, wenn wir am Morgen mit einem ganzen Haufen Fische ankommen? Bist du einverstanden? Kommst du mit?“

„Aber klar komme ich mit, eine prima Idee!“ sagte der kleine Frike.

Dieser zweite Tag verlief sehr fröhlich mit Staudamm bauen und Schifflin schwimmen lassen in Erwartung der grossen Nacht.

„He, Frike, wach auf wir müssen gehen, aber sei leise!“ Die Jungen schlüpfen aus ihren Schlafsäcken, suchten Anorak und Gummistiefel und krochen vorsichtig aus ihrem Zelt. Ihre Angeln hatten sie am Abend vorher schon bereitgestellt, Die Sonne strahlte wie am Tag, und doch mochte es nicht später als 3 Uhr in der Früh sein. Aber ein eisiger Wind wehte, puh! Frike und Steini stapften tapfer los, dem Forellenbach zu. Dort angelangt, warfen die Zwei ihre Angeln aus, genau so, wie sie es bei den Männern beobachtet hatten und langsam, regelmässig holten sie die Leine wieder ein.

Oh, wenn es nur nicht so kalt wäre! Die Sonne wärmte kaum, und der Wind blies und blies eisig kalt. Steinis Ohren waren blau vor Kälte und Frikes Finger wurden so klamm, dass er kaum mehr die Angel halten konnte. Man musste die Zähne zusammenbeissen, um ein rechter Mann zu sein, um auszuhalten. Frike musste immer an die nahen Zelte mit den warmen Schlafsäcken denken. Er hoffte, Steini würde als erster sagen: „komm, lass uns zurückgehen und weiterschlafen wie die andern.“ Frike sah den grossen Bruder flehend an, aber in dem Augenblick stiess Steini einen Jubelruf aus: „ich hab’ einen, Hilfe! ich hab’ einen Fisch!“

Vergessen waren die kalten Ohren, die klammen Finger. Nun galt es den Fisch aus dem Wasser zu ziehen. Es war eine grosse, eine sehr grosse Forelle. Und wie sie sich wehrte! Der Kampf zwischen der Gefangenen und den Fischern war hart. Wehrte sich die Forelle, mussten die Kinder Leine geben, war der Fisch ermüdet, konnten sie ihn einholen. Während einer halben Stunde arbeiteten Frike und Steini aus Leibeskräften, endlich

waren sie Sieger! Der Fisch lag vor ihnen im Gras, ein schönes Tier, die Schuppen glänzten in der Sonne, und viel grösser war die Forelle als alle, die Vater, Onkel und Grossvater geangelt hatten.

„Aber wie töten wir nun unsern Fisch, Steini? Hast du ein Messer?“

„Ich? nein. Und du auch nicht?“

„Nein, ich habe auch keins. Was sollen wir da machen? Siehst du, er schnappt schon nach Luft, und wie er uns anschaut! Wenn wir nichts tun, Steini, muss unser Fisch ersticken, hier im Gras. Hilf ihm, bitte!“

Die beiden Jungen sahen sich verzweifelt an, sahen auf ihren schönen grossen Fisch, sahen seine runden, grün glänzenden Augen, seinen offenen Mund, und Frike rief mit Tränen in der Stimme. „Hilf ihm, Steini, bitte hilf ihm schnell, sonst muss er sterben!“

Schon hatte Steini den Fisch gepackt und – pluff – zurück in den Bach geworfen. Die Jungen sahen ihren Fisch im klaren Wasser aufblitzen und in Sekundenschnelle verschwinden.

Der grosse Bruder nahm den kleinen bei der Hand und schweigend stapften die Beiden zu den Zelten zurück. Schweigend stellten sie die Angeln an ihren Platz, zogen Anorak und Gummistiefel aus und krochen ins Zelt zurück. Sie kuschelten sich in ihre Schlafsäcke und Frike flüsterte Steini ins Ohr: „Er war so schön, und er sah mich so traurig an, unser Fisch. Ich bin froh, dass er wieder in seinem Bach schwimmen kann.“

Am nächsten Morgen steckte Grossvater seinen Kopf ins Zelt und rief: „Steini, Frike, ihr Langschläfer, wacht auf! Ich habe eine Überraschung für euch. Heute gehen wir drei zusammen fischen, nur wir drei, und ich zeige euch ganz genau die Arbeit eines richtigen Fischers. Einverstanden Jungens?“

Der Kuckuck

Es war ein sonniger Frühlingstag. Ein kleiner, bräunlich-grauer Vogel flötete, erst leise, dann kräftig, sein Lied: „biele – biele“. Er sang lange und inbrünstig. Er sang vor lauter Freude am Leben.

Der bräunlich-graue Vogel war eine Grasmücke, ein Männchen. Er hatte vor Kurzem ein hübsches kleines Weibchen gefunden, und die Beiden hatten beschlossen, ein Nest zu bauen. Das Nest lag nun auf einer Astgabel, nicht allzuhoch über dem Erdboden und war aus Halmen und Wurzeln gebaut. Zum Auspolstern hatte das Grasmückenpaar Haare, weiche Fäden und Plastikfasern gesucht. Die Kinderchen sollten es warm und gemütlich im Nest haben. Als das Nest nach ein paar Tagen fertig war, legte Frau Grasmücke jeden Tag ein braungesprenkeltes Eilein hinein. Nun waren es 5 Eier. Natürlich wussten Herr und Frau Grasmücke nicht, dass sie 5 Eier hatten. Woher sollen Vögel zählen können? Es gibt doch keine Vogelschule! Aber beide wussten wie ihr Gelege aussah: es war ein Kranz von Eiern, in dessen Mitte das letzte Ei lag.

Nun sass die Grasmückenmama brütend im Nest. In knapp 2 Wochen sollten die Jungen ausschlüpfen. Der glückliche Grasmückenpapa flötete „biele – biele“ und die Mama war zufrieden.

Aber jetzt war sie hungrig geworden.

„Lieber Mann“, sagte sie, „willst du mich nicht beim Brüten ablösen? Kannst du nicht eine kleine Weile unsere Eier warmhalten? Ich hab’ so schrecklichen Hunger und muss mir etwas zum Essen suchen.“

„Tut mir sehr leid, nein, ich habe eben etwas sehr Dringendes zu erledigen,“ antwortete der Papa und flog davon.

„Was er wohl zu tun hat? Hat er einen fetten Wurm gesehen und will ihn allein verspeisen? Oder hat er ein nettes Grasmückenmädchen entdeckt und will mit ihm plaudern, wer weiss,“ sagte sich Frau Grasmücke. „Jedenfalls bin ich hungrig. Die Sonne wärmt so schön. Ihre Strahlen sollen meine Eier eine kleine Weile warmhalten, damit meine Vogelkinder, die darin sind, nicht kalt bekommen. Gleich, gleich bin ich wieder zurück.“

Und die Vogelmutter breitete ihre Flügel aus und flog über die Büsche davon. Sie hatte nach dem langen Brüten ein gutes Mittagessen verdient.

Aber was geschah nun mit dem Gelege, mit den Eilein in dem kleinen Nest?

Wärmten die Sonnenstrahlen nicht genug?

Oh doch, sie waren warm und gut.

Kam ein Dieb? Stahl eine Elster oder gar ein frecher Menschenjunge ein Ei?

Oh nein, niemand nahm ein Eilein aus dem Nest.

Aber...

Da kam ein grosser graugesprenkelter Vogel. Er war viel grösser als die Grasmücken. Er sah das Nest und war zufrieden.

„Kuck-kuck“ sagte er, „was für ein Glück! Gerade so ein Nest habe ich gesucht. Ich hab’ so wenig Zeit im Frühjahr, muss immer singen Kuck-kuck, kuck-kuck! Das freut die Kinder. Aber auch die Grossen freuen sich, wenn sie mich hören. Daher bin ich so beschäftigt. Hab’ keine Zeit ein Nest zu bauen, hab’ keine Zeit zu brüten, hab’ keine Zeit, meine Jungen zu füttern. Und mein Ei, mein Ei lege ich hier in dies hübsche Nest. Bei den Grasmücken hat’s mein Kind, wenn es ausgeschlüpft ist, si-

cher gut. Wie praktisch, dass ich grosser Vogel so ein kleines Ei lege, das dazuhin genau so aussieht, wie ein Ei von der kleinen Grasmücke, nämlich braungesprenkelt. – So, mein Ei ist gelegt, man kann es kaum von den andern unterscheiden. Aber es sieht doch ein Jeder, dass sich das Gelege verändert hat. Zählen kann ich ja leider so wenig, wie die andern Vögel, aber dass nun ein Ei zuviel im Nest liegt, das weiss ich. Was tun? Na, werfen wir ganz einfach ein Grasmückenei aus dem Nest! Das ist das Vernünftigste, was ich tun kann. So, nun fort! Ich muss doch singen „kuck-kuck, kuck-kuck!“, damit sich Gross und Klein an meiner schönen Stimme freuen kann.“

So, oder so ähnlich sprach und handelte Frau Kuckuck und flog davon.

Es war höchste Zeit, denn einen kleinen Augenblick später kam die Grasmückenmama zurück.

„Nun, wie sieht’s hier aus“ fragte sie ihr Nest und gab sich selbst die Antwort: „Die Eilein sind schön warm und liegen noch wie zuvor: ein Kranz Eier und eins liegt in der Mitte. An die Arbeit! Brüten wir weiter!“

Jetzt, da seine Frau wieder auf dem Nest sass, kam auch Herr Grasmücke zurück, setzte sich auf einen Ast, nahe beim Nest, war stolz auf seine Frau, freute sich auf seine Kinder und flötete vor lauter Glück „biele – biele“.

Dann kam der Tag, an dem das erste Vogelkind an seine Eischale pochte, „tock-tock“. Die Schale zerbrach und der kleine Vogel lag nackt, federlos und noch ein bisschen verklebt im Nest. Aber schon nach wenigen Minute fing er an zu piepsen und den Schnabel aufzusperren.

„Hunger, Hunger.“

„Hunger hat unser Kind, Hunger. Wir müssen es füttern, komm,“ sagte der Grasmückenpapa, „suchen wir etwas Gutes

für unseren Ältesten.“

Als die Eltern nach kurzer Zeit zurückkamen, waren alle 5 Eier zerbrochen, und 5 kleine nackte Vögelchen lagen im Nest. Sie waren so klein und schutzlos, aber gesund. Und alle riefen schon nach Futter. Einer der kleinen Vögel war besonders kräftig Er sperrte auch seinen Schnabel doppelt so weit auf wie die Anderen und drängte sich zwischen seinen Geschwistern vor. Ja, es schien den Eltern, dass der robuste Bursche recht grob war, die Geschwister zur Seite schubste, auf ihnen herumtrampelte, um die besten Bissen zu ergattern.

So wuchs der junge Kuckuck, denn der robuste Junge war das Kuckuckskind, rasch. Und denkt euch nur: er schubste nicht nur seine Pflegegeschwister zur Seite und nahm ihnen die Nahrung und vor allem die besten Leckerbissen weg, nein, es kam noch viel schlimmer. Die Vogelkinder hatten noch keine Federn, waren erst ein paar Tage alt, als der junge Kuckuck meinte, das Nest für sich allein haben zu müssen. Er lud sich nun, sobald die Pflegeeltern auf Futtersuche waren, ein Grasmückenkind nach dem andern auf den Rücken und warf es – hopp! – aus dem Nest.

Die beiden Eltern waren unentwegt unterwegs, suchten Würmer und Fliegen, Schmetterlingslarven und andere Leckerbissen, denn der junge Kuckuck wollte mehr fressen, als Vater und Mutter beschaffen konnten.. Bald sass der Kuckucksjunge, gross und kräftig, alleine im Nest. Papa und Mama Grasmücke sahen sich die Sache nicht so genau an. Sie sahen nur einen unermüdlich hungrig aufgesperrten Schnabel und stopften da hinein, was sie konnten.

Aber eines Tages sagte Herr Grasmücke doch zu seiner Frau: „Wieviel Kinder haben wir denn ? Hast du nur ein Ei gelegt?“



„Lieber Mann, wie soll ich das wissen? Ich hab' keine Zeit zum Nachdenken. Unser Junge ist so prächtig und stark und immer hungrig. Ich muss ihm Futter suchen.“ Und die Mama flog davon.

Der fette kleine Kuckuck aber war hungrig. Konnte der Papa, nicht so wie die liebe Mama, auf Nahrungssuche fliegen? Der Junge piepste laut und lauter und wurde dem Papa gegenüber immer frecher.

„Ein komischer Kauz bist du“, sagte der Vater. „Kräftig und gross, wohl zehn mal grösser als ich, dein Papa. Aber ob du auch klug und gelehrig bist? Hör gut zu und flöte mir nach: „biele – biele, biele – biele.“

Der Kleine piepste erbärmlich, aber Vater Grasmücke flötete geduldig vor: „biele – biele, biele – biele.“

Und plötzlich öffnete der Junge den Schnabel und sang ein noch unsicheres „kuck-kuck, und immer sicherer wurde das „kuck-kuck, kuck-kuck.“

Eben kam Frau Grasmücke mit einem Käfer im Schnabel zurück.

„Liebe Frau, was für einen merkwürdigen Jungen wir doch in unserem Nest haben. Hör dir das mal an!“

Der Kleine wartete eine Weile auf den Käfer, der in Mamas Schnabel zappelte, piepste ungeduldig. Aber als Vater Grasmücke mit seinem „biele – biele“ – Gesang anhub, kam ein kräftiges „kuck-kuck“ aus dem Schnabel des Jungen.

„Wie hässlich unser Sohn redet,“ sagte der Vater traurig. „Woher er das nur hat? Und so gross und fett ist er. Er sieht gar nicht wie ein Grasmückenkind aus. Ob er wohl fliegen kann?“

„Mach dir keine Sorgen, lieber Mann. Einen so kräftigen Jungen hat keiner unserer Nachbarn. Du wirst ihm schon beibringen anständig zu singen. Ich bin stolz auf unseren Sohn!“

Herr Grasmücke aber schüttelte den Kopf. Nein, ordentliche Melodien würde dieser Junge nie flöten lernen, nie und nimmer.

Aber lange konnte er nicht traurig sein, der kleine Grasmückenmann.

„Was soll's?“ sagte er, „in ein paar Wochen ist der Kleine ausgeflogen, und dann legt mein Weibchen neue Eier in unser Nest, und ich, Herr Grasmücke, werde gut acht geben, dass mit unserm Gelege keinerlei Unfug getrieben wird. Das versprech' ich.“

Ob er wohl Wort gehalten hat, der kleine Vogelmann?

Die Geschichte von Maximilian, dem Maulwurf.

Es war einmal ein dicker, fatter Maulwurf, der hiess Emanuel. Er hatte zwei Söhne, Rudolf und Maximilian. Rudolf war dick und fett wie sein Vater, sehr schön, aber faul, faul, faul! Maximilian war lang und dünn und hässlich, aber sehr fleissig, klug und so lieb! Rudolf war Emanuels Lieblingssohn, und daher musste Maximilian alle anfallende Arbeit alleine tun: Vor allem viel, viel Essen beschaffen, denn Emanuel und Rudolf assen entsetzlich viel, und am allerliebsten assen sie schöne, fette, weisse Raupen. Auch musste Maximilian den Maulwurfsbau in gutem Zustand halten.

Sein Vater und sein Bruder waren so dick, dass der Gang, der zur Wohnung führte, sehr breit und hoch sein und bleiben musste. Das war gar nicht so einfach, denn als Baumaterial gab es nur Erde. Auch mussten alle Ritzen und Spalten ausgebessert werden, denn Emanuel war sehr empfindlich gegen Zug.

Für alle seine Mühe, Plage und Arbeit bekam Maximilian nie Dank zu hören, nicht einmal ein freundliches Wort. Daher beschloss er den gemeinsamen Maulwurfsbau zu verlassen. Eines frühen Morgens, Emanuel und Rudolf schliefen noch, verliess Maximilian die väterliche Wohnung. Er war sehr arm und besass nichts, daher musste er kein Gepäck schleppen. Das einzige Gut, das er, hatte, waren seine grossen, rosa Hände, mit denen er graben und bauen konnte.

Und so lief er vom Maulwurfsbau fort und begann, nach einem Lauf von 24 Metern über Ackerschollen, Weizenstoppeln und Distelpflanzen einen neuen, eigenen Maulwurfsbau zu graben. Es wurde ein wahrer Palast, freundlich, geräumig, mit einem bequemen Eingang und einer Speisekammer, die vollgestopft

war bis oben mit Vorräten, besonders mit schönen, fetten, weissen Raupen.

Als aber alle Arbeit getan war, bemerkte Maximilian, dass er sehr alleine war. Er stand unter seiner Haustür und dachte nach. Da sah er, knapp einen halben Meter vor sich – weiter können Maulwürfe nicht sehen – das schönste aller Maulwurfsmädchen vorbeitrotten. Sie hatte einen silbergrau-glänzenden Pelz, riesengrosse, gepflegte Hände und – was das Schönste an ihr war – einen rosa Fleck überm rechten Auge. Daher hiess sie Rosetta.

Als Maximilian dies hübsche Mädchen sah, war er entschlossen: Diese heirate ich! Er lief dem kleinen Fräulein nach: „Rosetta, Rosetta, so warte doch! Ich habe eine sehr hübsche Wohnung mit allem Komfort und eine übervolle Speisekammer. Willst du meine Frau werde?“ Rosetta liebte Komfort, und sie ass gerne gut und viel, aber als sie den langen, dünnen, hässlichen Maximilian ansah, antwortete sie nur: „Ich wills mir überlegen,“ lief davon und liess den armen Maximilian einfach stehen.



Nach drei Metern begegnete ihr Rudolf. Dieser und sein Vater hatten schlechte Tage hinter sich. Niemand schaffte Nahrung herbei, schon gar nicht schöne, fette, weisse Raupen. Niemand hielt die Wohnung instand, der Eingang war schon zur Hälfte eingefallen. Da sagte Emanuel zu Rudolf: „So kann das nicht weitergehen, geh und such dir eine Frau. Diese kann uns dann bedienen anstelle des untreuen Maximilian.“ So suchte sich Rudolf also eine Frau, sah Rosetta und fragte sie: „willst du meine Frau werden?“

Rosetta sah den schönen Rudolf eine halbe Minute lang an, sagte „ja“ und sie war sehr glücklich. Der halb eingefallene Eingang, durch den sie geführt wurde, störte sie nicht. Der dicke, fette Schwiegervater gefiel ihr auch, und sie war stolz, als sie auf Raupensuche geschickt wurde.

Aber Rosetta war ein verwöhntes Maulwurfsmädchen und nicht gewohnt auf Raupenjagd zu gehen. Daher fand sie nichts, gar nichts! Da fiel ihr Maximilian und seine gefüllte Speisekammer ein. Sie lief zu ihm, bat ihn um drei Raupen und brachte diese ihrem Mann. Rudolf war sehr zufrieden mit seinem Weibchen und gab ihr einen Kuss auf den rosa Fleck überm rechten Auge.

Am nächsten Tag und am übernächsten Tag holte sich die hübsche, junge Frau schöne, fette, weisse Raupen bei Maximilian und bekam dafür jedesmal einen fetten Kuss von ihrem fetten Mann.

Aber am vierten Tag sagte Maximilian entschieden: „Nein, tut mir leid. Von heute ab bekommst du keine Raupen mehr von mir. Fange sie dir selber oder esse sie bei mir!“

Als nun Rosetta mit leeren Händen zu ihren dicken, faulen Maulwürfen zurückkam, erging es ihr schlecht! Der Schwiegervater schimpfte grauenhaft, er sagte schreckliche Worte, so

schreckliche, dass Rosetta sie nicht einmal verstand. Rudolf, der Ehemann aber, gab seiner Frau mit seiner grossen Pfote – ratsch – eine Ohrfeige rechts, und – ritsch – eine Ohrfeige links. und dann biss er sie noch in ihren hübschen, sammetweichen, silbergrauen Maulwurfspopo.

Rosetta floh so rasch sie konnte, sie war entsetzlich unglücklich! Wo sollte sie nun hin?

Ja wohin, wenn nicht zu Maximilian? Ganz langsam, mit kleinen Schritten, schleppte sich die Arme zu dem dünnen, langen fleissigen und klugen Maximilian. Der stand gerade wieder unter seiner Haustür, sah die unglückliche Rosetta, nahm sie bei ihrer riesengrossen, gepflegten Hand und führte sie in seine hübsche Wohnung. Dort servierte er ihr seine schönsten, weissesten, fettesten Raupen und tröstete sie.

Natürlich blieb Rosetta bei Maximilian, und diesem schmeckten in ihrer Gesellschaft die schönen, fetten, weissen Raupen so gut, dass er selber dick und fett und schön wurde, so schön wie sein Bruder Rudolf. Aber dabei blieb er fleissig, klug und so lieb!

Mikel

Eine riesige, weite Ebene, die Tundra, grosse Birkenwälder: das ist Lappland, die Heimat des kleinen Lappenjungen Mikel, das ist die Heimat der grossen Rentierherden.

Es ist Frühling im Land der Lappen und Rentiere. Die lange Polarnacht ist zu Ende. Während des Winters ist es im hohen Norden vier Monate lang Nacht, die Sonne lässt sich kaum sehen, es ist immer dunkel. Nur der Mond und die Sterne scheinen und geben etwas Licht.

Während des Polarsommers dagegen ist es immer Tag, mitten in der Nacht ist es so hell, wie bei uns am Mittag. Die Sonne geht nie unter, Menschen und Tiere sind vergnügt und werden nicht schläfrig während der hellen Sommernächte.

Im Frühjahr zeigt sich die Sonne schüchtern am Horizont. Sie ist gross und rot und wärmt noch kaum. Nur allmählich steigt sie höher, jeden Tag etwas höher, jeden Tag werden die Strahlen etwas wärmer. Nur nachts ist es immer noch bitterkalt.

Das Frühjahr ist die schönste Zeit für die Lappen und Rentiere. Der Schnee und das Eis, die die grossen Ebenen bedeckt haben, schmelzen. Die Tundra wird grün, grün von Gras und von Moos. Die kleinen Zwergbirken schlagen aus und bekommen ihre hellgrünen Blätter. Die Rentiere, die den Winter über mit ihren Hufen im harten Schnee scharren mussten, um ein paar trockene Flechten als Nahrung zu finden, können sich nun kräftig am Gras satt fressen.

Mikel, der kleine Lappenjunge, wohnte mit seinen Eltern, Grosseltern und Geschwistern in einem grossen Zelt aus Rentierhaut, nahe der weiten Birkenwälder. Nun, im Frühjahr,

konnte er umherstreifen, Füchsen nachspüren, Schneehasen und Vögel beobachten, sich im Lasso-Werfen üben. Er konnte in einem der vielen silberhellen Seen angeln.

Mikel war ein echter Lappenjunge: er trug eine hübsche, tiefblaue Weste mit leuchtenden Tressen besetzt. Eine grosse rote Quaste zierte seine blaue Mütze, und an den Füßen trug er, wie ein Indianer, Mokassins.

So ausgerüstet durchstreifte unser Mikel an einem Frühlingmorgen den Birkenwald. Er war festentschlossen:

„Nie und nimmer gehe ich ohne das grosse weisse Rentier nach Hause, ohne dieses schöne Tier, das gemächlich und ruhig hier weidet.“

Wie oft hatte Mikel von diesem schneeweissen König aller Rentiere erzählen gehört, einem Tier: mutig und klug, stark und stolz. Was für ein reicher König war dieses Tier, das über alle Rentiere des weiten Lapplands herrschte. Mikel hatte erzählen hören, dass der Jäger, dem es gelingt, dieses grosse, weisse Tier zu fangen, nicht nur der Besitzer des schönsten Rens würde, ihm sollte auch die einzige grosse Rentierherde Lapplands gehören. Wer kann sich einen solchen Reichtum vorstellen? Hatte er diese Geschichte wirklich gehört oder hatte er sie geträumt?

Dies sagenhafte Tier weidete hier, knapp 20 Meter von Mikel entfernt. Wie jeder rechte Lappenjunge trug Mikel stets sein Jagdmesser und sein Lasso bei sich. Leise, leise schlich sich der Junge an seine Beute, jeden trockenen Zweig, jedes dürre Blatt sorgfältig meidend.

„Oh, du grosser König der Rentiere, bleib ruhig stehen, bitte, ich werde dir nicht weh tun, bestimmt nicht, ich möchte dich nur fangen. Wenn du dich aber bewegst, wird das sehr schwer sein für mich, ich habe noch nicht genug Übung im Lassowerfen.“

Das grosse Tier spürte einen Feind in der Nähe. Langsam hob es den Kopf mit dem gewaltigen Geweih und sah Mikel gerade in die Augen. Was für schöne, schwarze, samtweiche, traurige Augen hatte das Tier! Aber Angst hatte es nicht, nein, es hatte keine Angst vor dem kleinen Jäger.

Mikel zitterte vor Aufregung. Er warf sein Lasso, aber – ach – zu kurz. Fast verächtlich, so schien es, schüttelte das Rentier den Kopf und warf das Lasso, das in seinem Geweih hängen geblieben war, ab. Langsam, majestätisch, ohne Mikel noch eines Blickes zu würdigen, schritt das Tier in den Wald hinein.

Der Junge zitterte am ganzen Körper vor Aufregung.

„Nein, nein, nein!“ rief er, „so kommst du nicht davon,“ und mit einem wahren Indianergeheul stürzte er seinem Gegner nach. Dieser blieb stehen, wandte sich dem merkwürdigen lärmenden Menschenkind zu und senkte den, mit dem grossen Geweih bewaffneten, Kopf.

„Willst du mich angreifen, du mich? Oh, nein!“ rief Mikel, und alle Jagdregeln vergessend, liess er Messer und Lasso fallen und stürzte sich auf seinen Gegner. Mit seinen beiden Kinderhänden fasste er nach dem Geweih. Ob er dachte das grosse, starke Tier so zu fangen? Wahrscheinlich dachte er gar nichts. Das Rentier aber hob ruhig den Kopf mit dem wunderschönen Geweih, in dem der keine Mikel zappelte und trabte, zuerst langsam, dann immer rascher nach Norden, seiner Heimat zu. Es trabte stundenlang durch den unermesslich grossen Birkenwald, in dem die silbernen Birkenstämme glitzerten, vorbei an Sümpfen und Seen, jeden menschlichen Pfad, jedes Lappenzelt geschickt umgehend, ja, jedem Artgenossen ausweichend.

Allmählich wurde der Wald lichter, die Birken immer kümmerlicher, und schliesslich erreichte das Ren mit seiner Last die grosse Tundra Lapplands: Moos und Flechten bedeckten eine



unendliche Ebene, über der sich ein gewaltiger Himmel wölbte. Die Sonne stand rot am Horizont und sandte ihre kalten Strahlen.

Zu Anfang dieser seltsamen Entführung war Mikel fast ohnmächtig vor Schreck gewesen. Allmählich aber gewöhnte sich der abgehärtete Junge an das merkwürdige Abenteuer und richtete sich in dem harten, unbequemen Geweih seines Entführers ein. Wären nicht die Miriaden von Stechmücken gewesen,

hätte Mikel am Ende diese Reise unterhaltend gefunden. Die Abendkälte, an die der Junge gewöhnt war, verscheuchte die Mücken, und so war Mikel dem Schlaf näher, als dem Wachen, als Beide die offene Tundra erreichten.

Hier lief das Rentier rascher als im Wald und trug seinen Gefangenen noch eine gute Strecke nach Norden, bevor es endlich stillstand. Mikael rieb sich die Augen: was sah er da? Während der wundersamen Reise hatte er die riesengrosse Herde des Königs völlig vergessen. Und hier, so weit das Auge reichte, weideten, lagerten wiederkäuend, schliefen die Untertanen des weissen Königs: starke Kämpfer, Muttertiere mit ihren Jungen, spielende Jährlinge und wenige alte Tiere. Das weisse Ren liess Mikel sanft zu Boden gleiten und kümmerte sich dann nicht mehr um seinen Gefangenen.

Mikel war das Alleinsein gewöhnt und Furcht kannte er nicht. Nie hatte ihm jemand etwas Böses getan oder mit Schreckgeschichten geängstigt. Er hatte keine Angst inmitten der Tiere, viele Meilen von seinen Eltern entfernt. Er begann aber zu frösteln und hatte grossen Hunger. Ja, sein Hunger wurde immer grösser und grösser und schliesslich so gross, dass der kleine Jäger weinen musste. Er weinte und schluchzte, und schluchzte und weinte sich in den Schlaf.. Und er schlief so tief, dass er nicht merkte, wie sich eine ganze Schar junger Rentiere um ihn lagerte, als ob sie ihn vor der Kälte schützen wollten.

Doch kurz vor dem Erwachen aus seinem gesunden, tiefen Jungenschlaf erlebte Mikel noch etwas Entsetzliches, Gott Lob aber nur im Traum:

Da erschien wieder der weisse, makellose Rentierkönig. Er stand etwas erhöht, mitten in seiner Herde, erhob majestätisch sein Haupt und rief seinen Untertanen in Lappensprache zu:

„Meine Freunde, ein frevelhafter, frecher Bengel, Mikel, wollte mich, euren König, heute mit einem Lasso gefangen nehmen. Hier ist der Frevler, in unserer Mitte, unser Gefangener. Wären wir Menschen, würden wir ihn anbinden, einsperren, vor einen Schlitten spannen, kurz, alles das mit ihm tun, was die Menschen unsern unglücklichen, gefangenen Brüdern antun. Wir aber sind freie Rentiere und kennen keine Gefangenen. Was sollen wir also mit Mikel machen?“

Ein Murmeln ging durch die Versammlung, es wurde eifrig halblaut in kleinen Gruppen diskutiert. Endlich erhoben sich klare Stimmen:

„Schicken wir den Jungen nach Hause!“

„Spiessen wir ihn auf unsere Geweihe!“

„Übergeben wir ihn unseren Jährlingen, damit sie ihn zu Tode trampeln!“

„Ja, zu Tode trampeln, zu Tode trampeln, zu Tode trampeln, den Frevler!“ rief endlich nun der Chor der Versammelten. Mikel wurde es heiss und kalt und kalt und heiss vor Angst. Er war nun ganz wach, hielt die Augen aber noch fest geschlossen und hörte deutlich das Getrappel von Hunderten von Rentierhufen. Der kleine Jäger erwartete, nun gar nicht mehr sehr mutig, mit angehaltenem Atem, den Tod. Er war so sicher sterben zu müssen, dass er nicht hörte, wie sich der Lärm der aufstampfenden Rentierfüsse entfernte, ohne Hast. Und als er emporgehoben wurde, konnte Mikel nicht glauben, dass es sein Vater war, der ihn in den Armen hielt. Ja, sein Vater, seine Freunde, seine ganze Lappenfamilie standen hier und lachten, lachten, lachten. Sie lachten vor Freude, Mikel gefunden zu haben, sie lachten über das verduzte Gesicht des Jungen, sie lachten über ihren Reichtum: die grosse Rentierherde. Weder Vater noch Mutter schalten Mikel. Wozu auch? Böse war er nicht gewesen Unge-

schickt hatte er sich benommen. Doch für seine Ungeschicklichkeit hatte ihn das kluge Rentier bestraft. Das weisse Tier, das schon lange Mikels Familie gehörte und deren Stolz war. Denn erst heute erfuhr der kleine Mikel mit Staunen von seinem Vater, dass alle Rentiere Lapplands, leben sie auch frei, einer Lappenfamilie gehören, dass die Lappen wohl die Herrn der Rentiere sind, diesen aber nie unnötigerweise Böses zufügen, denn ohne die Rentiere können die Lappen nicht leben. Wer gäbe ihnen Milch für ihre Kinder? Fleisch zur Nahrung? Felle, um Zelte, Schuhe, Westen, Gürtel herzustellen? Und die Tiere sind den Menschen dankbar, dass sie sich um ihre Kranken und im Winter um die Hungrigen kümmern.

Mikel lachte nun auch und er hatte allen Grund fröhlich zu sein: durfte er doch im grossen Lappland leben, wo Lappen und Rentiere Freunde sind!

Pierre-Alexandre

Frédéric, Pierre-Alexandre und Nicolas waren 3 Brüder. Sie hatten so schöne französische Namen, weil sie in der französischen Schweiz wohnten. Frédéric war der Älteste und schon 12 Jahre alt. Er war ein kräftiger Junge und wusste eine Menge interessanter Sachen. Er sprang vom Fünf-Meter Brett im Schwimmbad, war Torwart in einer Fussballmannschaft, fuhr freihändig Fahrrad und konnte besser als sein Vater mit einem Computer arbeiten. Sein jüngster Bruder, Nicolas, der erst 5 Jahre alt war, bewunderte ihn sehr. Die Zwei waren überhaupt die allerbesten Freunde. Der 8 jährige Pierre-Alexandre dagegen war weder sehr gut Freund mit dem grossen, noch mit dem kleinen Bruder. Er war meist alleine, las oder träumte vor sich hin. Ob er wohl trotz seines schönen Namens etwas traurig war, dass er so oft alleine war? Ich glaube schon!

Aber einmal sollte sich das ändern!

Während eines Sommers war Frédéric mit einer befreundeten Familie am Meer, und die Eltern fuhren mit Pierre-Alexandre, Nicolas und einem kleinen Vetter aus Rom, Riccardo, in die Berge. Nun war Pierre-Alexandre der Grösste und fühlte sich verantwortlich dafür, den zwei Kleineren die schönsten Ferienabenteuer zu bieten. Aber wie und was?

Der Vetter aus Rom war sehr begeistert von der Schweiz. „Hier ist es viel schöner, als in Rom! Bei uns gibt es keine Berge und keine Kühe und keine Wiesen, gar nichts gibt's in Rom, nur blöde Kirchen und Autos. Und nie haben wir dort Schnee. Sag, Nicolas, können wir nicht einmal ganz weit hinauf auf die Berge steigen? Ich möchte so gern einmal da hinauf zum Schnee, kommst du mit?“

„Nein,“ war die kategorische Antwort, „nein, das ist mir zu weit!“

Aber Pierre-Alexandre wusste nun, was er zu tun hatte: Riccardo, dem kleinen Römer, weissen, glitzernden schweizer Schnee zu zeigen.

Dieses Jahr hatte es spät ins Frühjahr hinein geschneit, und an manchen Nordhängen hoch oben lag noch Schnee. War es so weit bis dorthin? Man konnte genau sehen: nur ein einziger grosser Wald und eine kleine kahle Stelle trennten das Dorf von dem ersehnten Schnee. Nur durch diesen einzigen Wald musste man hoch klettern.

„Riccardo, ich führ dich zum Schnee. Morgen stehen wir ganz früh auf, und wenn wir schnell klettern, sind wir zu Mittag wieder hier. Kommst du mit?“

„Oh ja, ja, ja. Ich hab’ noch nie Schnee angefasst.“

„Nicolas, kommst du auch mit“

„Wenn’s wirklich nicht so sehr weit ist.“

Am anderen Morgen waren die drei Buben schon früh marschbereit. Die Eltern liessen den Kindern die grösste Freiheit. Hier, in dem kleinen Bergdorf, war ja keinerlei Gefahr, und von der Schnee Expedition hatten sie keine Ahnung.

Pierre-Alexandre führte seine beiden Schützlinge dem Wald zu. Er hatte sich am Vorabend einen kräftigen Wanderstock geschnitten und zurechtgeschnitzt.

„Schaut, durch diesen einzigen Wald müssen wir klettern. Dahinter ist schon der Schnee. Ich sah’s mir gestern Abend genau an. Aber wir müssen schnell gehen, damit wir zu Mittag wieder zurück sind. Kommt!“

Die Drei kletterten durch den Wald, ohne Weg und Steg. Da gab es viele Heidelbeeren, und der kleine Nicolas konnte es natürlich nicht lassen, die Beeren zu pflücken und sich in den

Mund zu stopfen, anstatt vorwärtszuklettern.

„Nicolas, wenn du so weitermachst, kommen wir nie oben an. Komm jetzt!“

Riccardo war schon weit voran. Er war klein und schwächling, aber er kletterte wie eine Katze, sich an Wurzeln haltend, gegen Bäume stemmend und jeden Vorteil auf seinem Kletterweg ausnutzend. So kam er auf eine kleine Lichtung und dort erwartete er Pierre-Alexandre, der an der einen Hand seinen Wanderstock hielt, mit der anderen Nicolas nachzog. Oh, der war gar nicht glücklich bei dieser Kletterpartie! Er hatte eine Blase am Fuss und wollte nicht mehr weiter, nein, keinen Schritt mehr weiter, bevor nicht Rast gemacht würde.

„Gut“, entschied Pierre-Alexandre, „bleiben wir zehn Minuten hier. Ich habe für jeden ein Stück Schokolade.“

„Warum nicht mehr?“ maulte Nicolas, „und ist’s noch weit?“

„Nein, es kann nicht mehr weit sein, bestimmt nicht mehr sehr weit“ versicherte Pierre-Alexandre. Er verschränkte die Hände hinter seinem Kopf und sah in den blauen Himmel. Hoffentlich war der Weg wirklich nicht mehr so weit. Gestern abend sah es aus, als ob der Schnee ganz nahe wäre. „Wenn der Schnee aber doch so hoch oben liegt, dass wir ihn nicht erreichen können? Was werden dann die Kleinen sagen? Werden sie mich auslachen oder gar sagen, dass Frédéric den Schnee sicher gefunden hätte?“

Der kleine Nicolas lag auf dem Bauch. Seine Füße taten ihm weh, Hunger hatte er, und Beine, Arme und Gesicht waren zerkratzt. „So eine blöde Kletterei!“

Nur Riccardo wollte sich nicht ausruhen. Er war zu aufgeregt, er sollte bald richtigen Schnee sehen und berühren, Schneebällen werfen! Er sass erwartungsvoll im Gras und schaute über

die Lichtung. Da – Riccardo unterdrückte einen Ausruf – sah er etwas grau-braunes, mit langen Ohren, einen Hasen! Der hoppelte aus dem dichten Unterholz auf die Lichtung hinaus, machte Männchen, äugte nach rechts, nach links, schnupperte in die Luft und lief wieder zurück in den Wald. Aber schon nach ganz kurzer Zeit kam er wieder, gefolgt von 1 – 2 – 3 kleinen Häschen. Also war es wohl eine Hasenmama mit ihren Kindern. Die Kleinen waren recht drollig: sie hoppelten hierhin, dorthin, beschnupperten Blumen, knapperten an Grashalmen und wackelten mit den Ohren und dem weissen Schwänzchen. Die Hasenmama lief von einem ihrer Jungen zum anderen und schien ihre Sprösslinge unterrichten zu wollen. Sie feuerte sie an rasch zu laufen, Haken zu schlagen, sich zu ducken und allerhand für Riccardo unverständliche Dinge auszuführen. Die zwei grösseren Häschen gaben sich auch alle Mühe und schienen an dem Laufen, Springen, Ducken Spass zu haben. Aber das dritte Hasenkind, das kleiner und vielleicht auch schwächer als seine Geschwister war, wollte nicht mitmachen. War es krank oder nur ein bisschen faul, wie der kleine Nicolas? Schliesslich wendete sich die Häsin von ihrem Kleinsten ganz ab und ausschliesslich den zwei kräftigeren Kindern zu.

Aber gerade in diesem Augenblick geschah etwas Schreckliches, das nur Riccardo sah: plötzlich lag ein langer, schillernder Körper hinter dem Häschen. Riccardo wusste sofort was es war: eine Schlange!

„Oh, oh, oh, hoffentlich ist es eine liebe Schlange! Lieber Gott mach, dass es eine liebe Schlange ist“ betete Riccardo und dabei vergass er zu atmen. Er vergass Pierre-Alexandre und Nicolas um Hilfe zu rufen, er konnte überhaupt nichts anderes mehr tun, als entsetzt auf das Häslein und die Schlange zu starren. Diese lag ein, zwei Minuten ganz ruhig in der Sonne. Aber

dann richtete sie ihren Vorderkörper hoch auf, ihr Kopf war nun wohl 40 Zentimeter über dem Erdboden. Riccardo war noch ein kleiner Bub, aber er wusste doch genau was da geschah: die Schlange würde in den nächsten Sekunden zustossen und ihren Giftzahn in das arme, unschuldige Häschen schlagen.

Ein gellender Schrei riss Pierre-Alexandre und Nicolas auf. Der Kleine drehte sich um, sah Riccardo an, der mit weitaufgerissem Mund, bleich, die Fäuste an die Schläfen gepresst, auf den Waldrand starrte. Er verstand überhaupt nicht, was da geschah und geschehen war.

Pierre-Alexandre aber sah mit einem einzigen Blick das Häschen, die Schlange. Er sprang blitzschnell auf, bückte sich nach seinem Stock und liess diesen durch die Luft auf den Kopf der Schlange sausen, einmal, zweimal, dreimal, zehnmal, Er wusste nachher nicht, wie oft er den Schlangenkopf getroffen hatte, wie oft er zugeschlagen hatte. Er liess seinen Stock erbarmungslos auf die schon tote Schlange niedersausen, bis er, ausser Atem, keine Kraft mehr hatte, weiterzuschlagen.

Auf das Häschen hatte er nicht achten können, aber Riccardo erzählte ihm, dass dieses, wie ein gesunder, kräftiger nur zuweilen etwas fauler kleiner Hase, ebenso schnell wie seine Mutter und seine Geschwister in den Wald gelaufen sei.

Pierre-Alexandre sah die tote Schlange an. Er hatte noch nie so ein Tier gesehen, und hatte immer gedacht, er hätte entsetzlich Angst, wenn er je einer Schlange begegnen würde. Und nun hatte er eine getötet!

Er zog ein Stück Bindfaden aus der Tasche, band den leblosen Schlangenkörper daran und warf ihn sich über die Schulter.

Ohne zu zögern, wortlos, stiegen die drei Buben den Weg hinter, den sie vor Kurzem heraufgeklettert waren. Keiner

dachte mehr an Schnee. Nicolas und Riccardo warfen von Zeit zu Zeit einen Blick voll Bewunderung auf den grossen Pierre-Alexandre, der die getötete Schlange über der Schulter trug. Und Pierre-Alexandre strahlte: er war eigentlich nicht so sehr glücklich, weil die beiden Kleinen ihn nun bewunderten. Vielmehr dachte er an das kleine graubraune Häschen, das irgendwo durch den Wald hoppelte, und dem er das Leben gerettet hatte.



Die Geschichte von Saba, der guten Hexe

Es war einmal eine gute Hexe, die hiess Saba. Sie war sehr traurig weil niemand mit ihr Freund sein wollte. Kinder, Mütter und Väter, alle hatten Angst vor der Hexe und liefen davon, wenn sie sie sahen. Daher entschloss sich die gute alte Saba in den Wald zu ziehen und dort Freunde unter den Tieren zu suchen.

Sie fand einen grossen Laubwald, in dem sie sich ein hübsches Häuschen zauberte: mit weissen Mauern, einem roten Dach, blauen Gardienen und bunten Blumen vor den Fenstern. Die Hexe liebte alles sauber und ordentlich zu haben, und daher schrubbte und fegte sie ihr Häuschen blank. Dann ging sie weiter in den Wald hinein, um sich Freunde zu suchen.

Nach kurzer Zeit sah sie ein kleines Häschen, graubraun, mit weissem Schwanz. Plötzlich aber schoss ein Adler vom Himmel, packte das Häschen und wollte es davontragen. Die Hexe hielt das kleine Tier fest und schlug den Adler mit ihrer Faust auf den Kopf. Der flog zurück, auf zum Himmel und konnte nur einen Ohrzipfel vom Häschen mitnehmen, den hatte er nämlich abgerissen. Das Häschen schrie vor Schmerz. Da kam die Hasenmama, sah ihr verwundetes Kind bei der Hexe und rief ihrem Hasenkind zu: „Komm schnell, schnell mit mir nach Hause, die böse Hexe hat dir einen Ohrzipfel abgebissen!“

Nun stand die arme Saba wieder alleine da.

Die gute Hexe ging ein Stück weiter in den Wald hinein. Da begegnete ihr ein Rehkitz, ein kleines Rehlein. Das humpelte auf drei Beinen. Im vierten Beinchen sass ein Dorn, der tat weh. Saba sah das gleich, zog den Dorn mit ihren langen, dünnen



Fingern heraus und band ihr Taschentuch um die Wunde. Kaum hatte sie das getan, kam der Rehpa. Der sah die Hexe bei seinem Kindlein knien. „Was machst du da mit meinem Kind,“ rief er und stieß sein Gehörn so fest in den Rücken der armen Saba, dass sie umfiel. Als sie sich wieder aufgerichtet hatte, waren der Rehpa und sein Junges verschwunden.

Da ging die gute Saba noch ein Stück weiter in den Wald hinein und begegnete drei kleinen Füchsen. Die spielten zusammen.

„Ich setz' mich nur ein bisschen, um den kleinen Dingen zuzuschauen“, dachte Saba. Die Füchlein aber fanden den Besuch sehr interessant, und da Saba viele Röcke trug, im Ganzen waren es 32, spielten die Füchlein in den 32 Röcken der guten Alten. Das war sehr lustig für die Füchlein und für Saba. Aber als es gerade am schönsten war, kamen die Fuchseltern. Sie zogen ihre drei Kinder aus den 32 Röcken und jagten sie in den Fuchsbau. Dann kamen sie zurück, kläfften Saba an und bissen sie sogar ins Bein. Oh! das tat sehr weh!

Die arme Saba hinkte nach Hause. Sie war sehr traurig. Auch im Wald gab es keine Freunde für sie. Sie ging in ihr Häuschen, schloss die Tür hinter sich und setzte sich in ihren Lehnstuhl.

„Warum soll ich putzen und schrubben, wenn doch keine Freunde zu mir auf Besuch kommen“ sagte sie. Saba sass still und traurig in ihrem Lehnstuhl und weinte ein bisschen vor sich hin. Sie weinte, rührte sich nicht und schlief ein.

Da kam der Efeu vom Wald und rankte sich fest um das Häuschen, immer fester und verschloss die Haustür.

Da kamen die Sträucher vom Wald, wuchsen um das Haus und überwucherten die Fenster mit ihren Blättern.

Da kam ein Mäusepaar vom Wald, sah das Häuschen, stieg aufs Dach und kletterte durch den Kamin hinunter in die Stube.

„Hier ist es gut für uns, hier gibt es keine Katze“, sagte der Mäuserich.

„Hier ist es gut für uns, hier gibt es viel zu nagen und zu essen,“ sagte die Mäusin. Und das Mäusepaar blieb hier und bekam 16 kleine Mäusekinder. Die 16 kleinen Mäusekinder wurden gross

und hatten jedes wieder 16 kleine Mäusekinder. So wuchs die Familie.

Die Mäuse frassen alle Vorräte von Saba auf, und als nichts mehr zu essen da war, nagten sie die Stühle, den Tisch, den Besen an. Nur den Lehnstuhl, in dem die gute alte Saba sass und schlief, liessen sie stehen.

Da hörten die Mäuse plötzlich „krock – krock – krock“. Was war das? Ein graubrauner Hase mit einem weissen Schwanz hatte den Efeu von der Haustür weggenagt.

Und noch einmal „krock – krock – krock“: ein Rehlein frass die Blätter vor den Fenstern.

Und nun flog auf einmal die Tür auf und drei Füchse stürmten ins Häuschen. Jeder stürzte sich auf eine Maus und biss sie tot. Die anderen Mitglieder der grossen Mäusefamilie flohen so schnell sie konnten in den Wald.

Wer waren das Häschen, das Rehlein und die Füchse? Dem Häschen fehlte ein Ohrzipfel, das Rehlein trug noch das Taschentuch um das Bein gebunden, und die drei Füchse spielten schon in den 32 Röcken der guten Saba.

„Oh, ihr meine guten Freunde habt ihr mich nicht vergessen?“ sagte Saba. „Aber bei mir sieht es wüst aus und ich habe auch gar nichts zu essen für euch, meine lieben Gäste. Was machen wir da bloss?“

Da fiel ihr endlich wieder ein, dass sie ja eine Hexe war und zaubern konnte. Und rasch zauberte sie ein nagelneues Häuschen und einen gedeckten Tisch. Und zum Essen zauberte sie eine grosse Schüssel Salat mit Würstchen garniert, damit jeder ihrer lieben Freunde etwas hatte, was ihm schmeckte.

Eine Weihnachtsgeschichte

„Und es waren Hirten auf dem Felde, die hüteten des Nachts ihre Herde“ – so steht es in der Bibel. Aber die folgende Geschichte steht nicht dort :

Ja, es waren Hirten auf dem Felde, viele Hirten und viele Hirtinnen, Grosseltern, Eltern und eine ganze Schar Kinder. Die Hirten waren sehr arm, aber sie hatten sich gegenseitig herzlich lieb und so spürten sie ihre Armut kaum und waren zufrieden.

Eines Nachts, als die Hirten bei ihrer Herde schliefen, draussen, auf dem Feld, wurden sie alle aufgeweckt, sie wussten nicht recht von wem, von was. Der Himmel war hell, ganz hell, wie bei Tag, und die Hirten und Hirtinnen redeten alle auf einmal und durcheinander :

„Im Stall zu Bethlehem, dort ist ein Kindlein geboren, kein gewöhnliches Hirtenkindlein, nein, ein kleiner König, ein Königskind. Kommt, wir wollen alle dort hingehen und die Königsfamilie sehen. Ein grosser, heller Stern zeigt uns den Weg. Nehmt Geschenke für das Königskind mit, ein Lamm, einen Topf mit Honig, glänzende Kieselsteine, das Schönste, was ihr habt. Schnell, schnell, beeilt euch!“

Und alle Hirten und Hirtinnen, gross und klein, machten sich auf den Weg und liefen dem grossen, hellen Stern zu.

Unter den Hirten war auch ein Kind, ein lieber, hübscher Junge. Gabriel hiess er. Er war noch klein, hatte grosse schwarze Augen und ganz dunkles Lockenhaar. Aber der kleine Gabriel konnte nicht mit den andern Jungen laufen und klettern und springen. Sein rechtes Bein war ein ganzes Stück kürzer, als sein linkes und daher hinkte Gabriel. Er hatte auch



oft weh in seinem kranken Bein. Er konnte nicht mit den Andern Schafe hüten. Trotzdem hatten ihn alle lieb und niemand tat ihm etwas zu leid.

Als nun die ganze grosse Hirtenfamilie auf dem Weg zu dem grossen, hellen Stern war, hinkte der kleine Gabriel hinterher, so schnell er konnte. „Wartet doch, bitte wartet! Ich kann nicht so schnell laufen, wie ihr!“

„Aber Gabriel, heute kannst du nicht mitkommen, heute dürfen wir keine Zeit verlieren. Du hast ja auch kein Geschenk für das Königskind. Schlaf du nur ruhig weiter, wir erzählen dir morgen alles ganz genau, alles, was wir sehen und hören.“

Gabriel humpelte langsam zu seinem Lager zurück, legte sich auf das Fell, das sein Bettchen war, freute sich auf das Erzählen von allem, was es zu sehen und zu hören gab, steckte seinen Daumen in den Mund und war schon eingeschlafen.

Aber nach ein paar Stunden weckten ihn seine Brüder und Freunde, die vom Besuch beim Königskind zurückkamen, auf. Laut riefen sie sich zu:

„Wie schön war die junge Mutter, wie gut der Vater. Wie brav waren der Ochs und der Esel im Stall zu Bethlehem. Wie herrlich war die Musik, die man hörte, wie hell und glänzend war der Stern. Und wie strahlte das Königskind.“

Gabriel hörte gut zu, er konnte nicht genug von all dem Wunderbaren hören. Doch nach und nach legten sich die Hirten auf ihre Felle und schliefen glücklich ein.

Alle schliefen, nur nicht der kleine Gabriel. Er musste an all das, was er gehört hatte, denken. Jeder war dort gewesen, unter dem grossen, hellen Stern, alle waren sie so glücklich zurückgekommen.

Leise stand der Junge auf und schlich sich aus dem Lager. Er hinkte dem grossen, hellen Stern zu, langsam, langsam, aber er wollte doch auch etwas von dem Wunderbaren sehen, nur von Ferne. Er hatte ja kein Geschenk, so konnte er doch nicht zu dem kleinen Königskind kommen.

Gabriels rechtes Bein tat weh, aber schliesslich stand er doch vor dem Stall, über dem der grosse, helle Stern strahlte. Doch jetzt war Gabriel enttäuscht: alles war dunkel, nur der Stern leuchtete. Keine Musik, nichts regte sich.

Gabriel schlich zur Tür, die offen stand und da sah er:

eine schöne, junge Frau, die schlief,

er sah einen Mann mit einem dichten Bart, der schlief,

er sah einen braunen, grossen Ochsen, der schlief,

er sah ein graues Eselein, das schlief.

Und in einer Krippe auf Stroh und Heu lag ein ganz kleines Kindlein, das schlief nicht, nein, ganz und gar nicht., sondern es strampelte mit den Beinchen, schlug mit den Ärmchen um sich und weinte, weinte, weinte. So viele waren hier gewesen und hatten das Jesuskind bewundert, besungen, beschenkt. Und nun war das Kindlein ganz alleine, alle schliefen und keiner kümmerte sich um den Kleinen. Der weinte und weinte und war so unglücklich.

Gabriel war auch unglücklich, als er das sah. „Das arme, kleine Kind“, sagte er, „das arme kleine Kind! Ich habe zwar kein Ge-

schenk für dich, mein kleiner Freund, aber vielleicht kann ich dir helfen.

Und leise hinkte Gabriel zur Krippe, sachte haschte er nach der kleinen Hand, die durch die Luft schlug. Er nahm die Hand, nahm den Daumen und steckte ihn in den offenen, weinenden Mund des Jesuskindleins. Das Kind spürte seinen Daumen im Mund, fing an zu lutschen, war ruhig und schien so froh zu sein, nicht mehr weinen zu müssen. Der Kleine schaute Gabriel ins Gesicht und – war eingeschlafen.

Nun war es ganz, ganz still in dem Stall zu Bethlehem unter dem grossen, hellen Stern.

Gabriel hinkte zurück zu seiner Familie. Er fühlte sich so glücklich, wie noch nie in seinem Leben und es kam ihm vor, als ob er den Rückweg in ganz kurzer Zeit gemacht hätte. Auch tat ihm sein rechtes Bein gar nimmer weh.

Im Lager legte sich Gabriel zwischen seine Brüder und Freunde auf sein Fell, nahm den Daumen in den Mund – aber „nein, nein“, sagte er sich, den Daumen brauch’ ich jetzt nicht mehr, um einzuschlafen, ich bin kein kleiner Daumenlutscher mehr, ich bin ein grosser Junge, den das kleine Jesuskindlein angelächelt hat.“